

Erstes Buch.

Der baierische Erbfolgekrieg.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Kaiser Joseph der Zweite

und

sein Hof.

Klara Müller Mundt

Von

L. Mühlbach.

Dritte und letzte Abtheilung:

Kaiser Joseph als Selbstherrscher.

Erster Band.

Fünfte Auflage.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Kaiser Joseph

als

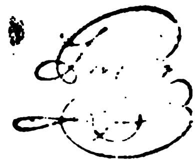
Selbstherrscher.

Von

L. Mühlbach.



Erster Band.



Fünfte Auflage.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Der Tod des Churfürsten von Baiern.

In den Galagemächern der kaiserlichen Hofburg zu Wien bewegte sich eine glänzende, von Brillanten, Ordensbändern und Sternen funkelnde Gesellschaft auf und ab. Nicht allein der ganze hohe Adel Wiens, sondern die Aristokratie der ganzen österreichischen Monarchie war an diesem Abend in der Hofburg erschienen, um der Kaiserin Maria Theresia und dem erst kürzlich von seiner Reise heimgekehrten Kaiser Joseph ihre Huldigung darzubringen. — Es war der erste Januar des Jahres 1778, und da der Neujahrstag der einzige Galatag war, den Kaiser Josephs neue Verordnungen dem Kaiserhofe gelassen hatten, so beeilte sich Jedermann, diesen Tag zu benutzen und sich im reichsten Costüm und allem Schmuck der Brillanten und Orden darzustellen.

Die Kaiserin Maria Theresia war wie immer in ihren dunklen Trauerkleidern geblieben, und die große Einfachheit ihres dunkelgrauen, langschleppigen Gewandes, das durch keine Verzierung, keinen Schmuck gehoben ward, contrastirte seltsam zu den schimmernden Gewändern, den Blumenguirlanden, den funkelnden Brillanten der übrigen Damen. — Aber dennoch, trotz ihrer Einfachheit und ihrer unscheinbaren Gewänder, erkannte man in dieser hohen, stolzen Gestalt, welche da umgeben von den kaiserlichen Prinzessinnen die Säle durchschritt, die Kaiserin, die gebietende Frau. Niemand außer ihr trug das Haupt so erhoben und aufrecht, keine andere Frau hatte einen so flammenden,

gebieterischen Blick. Maria Theresia war noch immer die Kaiserin und die Herrin, aber — sie war eine alte Frau geworden!

Das Alter hatte mit unerbittlichem Finger seine geheimnißvolle Runenschrift durch das einst so strahlende und schöne Antlitz der österreichischen Kaiserin gezogen, und die Sorgen und Mühen ihres sechszigjährigen Lebens waren auf ihrer hohen unumwölkten Stirn verzeichnet. Und nicht bloß das Alter und die Sorgen hatten das Antlitz der Kaiserin verändert, sondern ein schlimmer Unfall hatte die letzten Spuren einstiger Schönheit, welche Alter und Sorgen vielleicht noch geschont hatten, zerstört. Maria Theresia war, von dem Preßburger Schloß herabfahrend, umgeworfen und so ungestüm gegen einen Stein geschleudert worden, daß sie leblos und blutend neben demselben liegen blieb. Der harte Schlag hatte besonders ihr Antlitz getroffen, das aus mehr als einer, von dem spitzigen Gestein verursachten Wunde blutete, und diese verharschten, gerötheten Wundennarben entstellten ihr Gesicht und nahmen selbst ihrem Lächeln den Zauber, den es bis dahin trotz ihres Alters immer noch besessen. — Außerdem hatte auch die schöne, hoheitsvolle Gestalt der Kaiserin sich verändert, die schlanke Taille, die ebenmäßige Fülle war untergegangen in der Ueberfülle des Fleisches, und nur langsam, schwerfällig und keuchend bewegte diese colossale, ungewöhnlich corpulente und fette Gestalt der Kaiserin sich jetzt durch die Säle, in welchen sie einst, umstrahlt von Jugend, Schönheit, Glück und Liebe, an der Seite eines angebeteten Gemahls leicht und anmuthig dahingeschwebt war.

Nur Eines war unverändert geblieben an der Kaiserin, das waren ihre Augen, diese großen, brennenden Augen, welche im raschen Wechsel bald aufleuchteten im Blitz der Heiterkeit und des Wohlwollens, bald sich verfinsterten zu flammenden Zornesblicken.

Aber heute war in diesen großen, kühnen Augen der Kaiserin weder Heiterkeit noch auch Zorn oder Unmuth zu lesen, sie blickten vielmehr trübe und gedankenvoll bald im Saal umher, oder hefteten sich zerstreut und theilnahmlos auf die Karten hin, welche die Kaiserin, die sich eben an den Spieltisch gesetzt hatte, in ihrer Hand hielt. Zuweilen schweiften ihre Augen mit einem raschen, forschenden Blick

zu ihrem Sohne, dem Kaiser, hin, der neben ihrem Stuhl stand und sich lebhaft und angelegentlich mit einigen Cavalieren unterhielt. Das heitere, blühende Aussehen des Kaisers, seine unbefangene, sorglose Miene schienen alsdann Maria Theresia zu beruhigen, sie wandte sich jetzt mit mehr Aufmerksamkeit den Karten zu, und folgte mit theilnahmsvoller Lebhaftigkeit dem Gang des Spiels, das sich eben zu ihren Ungunsten zu entscheiden schien.

In dem großen von Gold und Spiegeln funkelnden Saal war jetzt eine allgemeine Stille eingetreten, denn gleich der Kaiserin hatten auch die Prinzessinnen sich zum Kartenspiel niedergelassen, und zwischen den vier Spieltischen bewegte sich die übrige Gesellschaft nur langsam und vorsichtig umher, und stand in einzelnen Gruppen leise flüsternd da, um das Spiel der Kaiserin nicht zu stören.

Maria Theresia, wie gesagt, war jetzt ganz und gar mit ihren Karten beschäftigt, und in dem Eifer dieser Beschäftigung bemerkte sie gar nicht, daß sich soeben einer der Kammerherren dem Kaiser genähert und ihm leise einige Worte gesagt hatte. Diese Worte schienen aber auf den Kaiser einen tiefen Eindruck zu machen, denn er hatte sich sofort mit raschen Schritten entfernt, und durch eine Seitenthür den Saal verlassen.

Niemanden indessen war dieses Fortgehen des Kaisers aufgefallen, denn Joseph, welcher niemals spielte, pflegte, sobald die Kaiserin allabendlich sich an den Spieltisch gesetzt hatte, sich in seine Gemächer zurückzuziehen, und Niemand zweifelte, daß er auch an dem heutigen Galatage dieser Gewohnheit gefolgt sei, welche ihn heute überdies von dem lästigen Zwange der Etikette befreite.

Auch die Kaiserin Maria Theresia, welche eben bei einem flüchtigen Umblicken die Entfernung des Kaisers bemerkt hatte, schien dieselbe ganz ordnungsgemäß zu finden, sie spielte ruhig weiter, und wandte sich dabei mit scherzenden Worten über ihr unglückliches Spiel an den Oberhofmeister von Dietrichstein, der jetzt neben ihren Stuhl getreten war.

Aber in diesem Moment öffnete sich da drüben die Seitenthür, und der Kaiser trat wieder in den Saal ein. Sein Antlitz war bleich

und erregt, seine Augen flammten, seine Lippen zuckten vor innerer Bewegung, und mit hastigen Schritten näherte er sich dem Spieltisch der Kaiserin.

Maria Theresia hatte ihn nicht bemerkt; sie hatte eben den Grafen Dietrichstein beauftragt, statt ihrer die Karten zu vertheilen, und lehnte sich, das Ende der Vertheilung erwartend, in ihren Fauteuil zurück. In diesem Augenblick stand der Kaiser hinter ihr, und sich zu seiner Mutter niederneigend flüsterte er hastig einige Worte in ihr Ohr.

Maria Theresia zuckte zusammen, und die Karten, welche sie eben vom Spieltisch genommen, entsanken ihrer Hand. Mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Hast erhob sie sich von ihrem Lehnsessel, und ohne ihren Mitspielenden nur ein Wort der Entschuldigung und des Bedauerns zu gönnen, verließ sie den Spieltisch, und schritt rasch, kaum sich lehnend auf den Arm des Kaisers, durch den Saal dahin nach jener kleinen Seitenthür, durch welche Joseph eingetreten war.

Dieses Fortgehen der Kaiserin war so schnell, so unerwartet geschehen, daß nur der kleinste Theil der Gesellschaft dasselbe bemerkt hatte; selbst die Erzherzoginnen, deren Tische umringt waren von Damen nnd Cavalieren, hatten nichts davon geahnt, und spielten ruhig und gelassen weiter. Aber wie der Kaiser sich seiner Mutter genähert und ihr einige Worte zugeflüstert hatte, so näherte sich jetzt den Prinzessinnen der Oberhofmeister Graf Dietrichstein, und flüsterte ihnen einige Worte zu. Sofort ließen die Prinzessinnen die Karten fallen, und sich von ihren Sitzen erhebend verließen auch sie ohne Entschuldigung und ohne Gruß den Saal, um sich zurückzuziehen.

Staunend und verwundert schaute die zurückgebliebene Gesellschaft einander an, und leise flüsterte hier und dort Einer dem Andern in's Ohr: etwas Außerordentliches muß geschehen sein! Ein unerwartetes, folgenreiches Ereigniß muß eingetreten sein, sonst würde die Kaiserin nicht auf so ungewöhnliche Art sich entfernt haben!

Aber worin konnte dies Ereigniß bestehen? War es die Aussicht auf einen nahen Krieg, was des Kaisers Antlitz so aufleuchten machte in Freude und Stolz, war es eine Todesbotschaft, welche der

Kaiserin Augen so umdüsterte und eine trübe Wolke auf ihre Stirn herniedersenkte?

Niemand wußte das zu sagen; in sich gekehrt, verstimmt und sorgenvoll der Zukunft entgegen blickend zog die glänzende, auserlesene Gesellschaft, welche einige Minuten zuvor noch mit so heiteren, glückstrahlenden Gesichtern sich um die kaiserliche Familie gedrängt hatte, sich zurück, und das Rollen der Wagen, das bald darauf sich von dem Hof der Burg vernehmen ließ und wie ein lang anhaltender, grollender Donner die jetzt vereinsamten, glänzenden Säle durchhallte, verkündigte, daß das Galafest beendigt sei und die Hofgesellschaft nach Hause eile, ihre Brillanten und glänzenden Gewänder abzulegen.

Während dies in den Empfangssälen geschah, hatte Maria Theresia, wie gesagt, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, sich durch die Seitenthür in das anstoßende Gemach begeben. Sie durchschritt es rasch, und trat mit Joseph in das nächste Zimmer ein.

An der Thür desselben trat ihr Fürst Kaunitz entgegen, dicht eingehüllt in einen bis auf die Füße herabwallenden Pelz, die Hände und Arme versteckt in einem Muff, den er zum Schutz gegen die Kälte, welche immer in den Wohnungen der heißblütigen Kaiserin zu herrschen pflegte, sorgsam bis zu seinen Lippen emporgehoben hatte.

Die Kaiserin erwiderte seinen ehrfurchtsvollen Gruß nur mit einem raschen Kopfneigen und schritt vorwärts zu dem Fauteuil hin, der da neben dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers stand. Athemlos, erschöpft von dem raschen Gang, mehr noch von der inneren Aufregung, ließ Maria Theresia sich in den Lehnsessel niedergleiten, und warf keuchend und nach Athem ringend ihr Haupt zurück an die hohe Lehne des Stuhls. Schweigend und mit ernsten Mienen stand der Kaiser ihr gegenüber, und auf einen Wink seiner Hand schritt Fürst Kaunitz mit seiner gewohnten langsamen und ernsten Würde zu ihnen heran.

Maria Theresia heftete auf ihn ihre großen Augen, in denen ein trübes Feuer glühte. Sage Er, Herr Fürst, sprach sie dann hochaufathmend, ist's wirklich wahr, was mir der Kaiser sagt, ist der Churfürst von Baiern wirklich gestorben?

Ja, Majestät, der Churfürst Maximilian Joseph herrscht nicht mehr in München, er hat es auf immer verlassen, sagte Kaunitz feierlich. Hier ist die Depesche, die unser Gesandter in München sofort nach diesem Ereigniß an mich hat abgehen lassen. — Er wollte der Kaiserin das Papier überreichen, sie lehnte es indeß mit einer raschen Handbewegung ab. Bin jetzt nicht aufgelegt, die Depesche zu lesen. Gebe Er sie meinem Herrn Sohn hin, daß der sie lese, und hab' Er die Güte, nur rasch zu erzählen, wie Alles sich so schnell und unerwartet begeben hat.

Des Fürsten Stirn bewölkte sich, und die Lippen fest auf einander pressend reichte er die Depesche dem Kaiser dar. Joseph nahm dieselbe, und indem seine Augen den trüben, angstvollen Blicken des Fürsten begegneten, flog ein sanftes Lächeln über des Kaisers Antlitz hin.

Ich bitte Ew. Majestät, den Herrn Fürsten von dieser Erzählung zu entbinden, und sie mir zu übertragen, sagte der Kaiser fast bittend. Se. Durchlaucht ist ohne Zweifel auch ein wenig erschöpft von dem Weg hierher, und da er die Depesche bereits kennt und gelesen hat, so ist es nicht nöthig, daß er ihr noch einmal zuhört. Ew. Majestät werden daher gewiß erlauben, daß der Fürst sich dort drüben auf dem Fauteuil, der in der Fensternische steht, ein wenig niederlasse, und es dort abwarte, bis ich Ew. Majestät mit dem Inhalt der Depesche bekannt gemacht habe.

Die Kaiserin nickte hastig Gewährung, und der Fürst, dessen Stirn sich jetzt wieder aufgeklärt hatte, wandte sich ab und schritt nach dem von Joseph bezeichneten Lehnstuhl hin, der an der äußersten Ecke des großen Gemaches und weit genug entfernt stand, um den Fürsten nicht zu zwingen, das zu hören, was der Kaiser mit seiner Mutter zu sprechen hatte.

Joseph schaute sinnend und lächelnd der hohen, steifen Gestalt des alten Fürsten nach, und erst als dieser sich langsam auf dem Fauteuil in der Fensternische niedergelassen, und die schweren seidenen Vorhänge hinter sich zugezogen hatte, so daß er ganz und gar hinter denselben verschwunden war, wandte Joseph sich wieder der Kaiserin zu.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte er leise, aber Sie wissen ja, welch einen Abscheu der Fürst vor einigen Worten und Ideen hat, und daß er es nicht vertragen kann, wenn man zu ihm vom Tode und von den Blattern spricht. Beide Worte aber sind der Hauptinhalt dieser Depesche, deshalb bat ich Ew. Majestät, dem Fürsten zu erlauben, daß er sich ein wenig zurückziehen dürfe.

Es war schön von Dir, mein Sohn, daß Du nicht vergaßest, was mir in der Aufregung des Momentes entfallen war, rief die Kaiserin hastig. Aber Du sagst, es sei in dieser Depesche von den Blattern die Rede? Ist denn der Churfürst Maximilian Joseph an den Blattern gestorben?

Ja, Majestät, an den Blattern, wie seine Schwester, meine unglückliche Gemahlin Josepha, sagte der Kaiser ernst.

Seltsam, flüsterte Maria Theresia sinnend. Die Josepha hat mir oft erzählt, daß ihr Bruder die bestimmte Ahnung habe, er werde eines Tages an den Pocken sterben, und daß er deshalb mit ängstlicher Sorgfalt sich vor jeder Ansteckung zu sichern trachte.

Ew. Majestät sehen also, daß man sein Geschick ahnen und wissen, und ihm doch nicht entrinnen kann. Das Schicksal zeichnet dem Menschen seinen Lebensweg vor, und er muß ihn wandern, ob er ein Fürst oder ein Bettler sei! Der Churfürst ahnte, daß er an den Blattern sterben werde, er suchte sorgfältig sich vor jeder Ansteckung zu sichern, und er ist doch an den Blattern gestorben!

Die Kaiserin schüttelte sinnend ihr Haupt. Und wie ist denn die Krankheit zu ihm gekommen? fragte sie.

Durch Ansteckung, Majestät; Sie sehen wohl, Niemand entrinnt seinem Schicksal. Eine junge Dame, Frau von Riva, die Tochter des churfürstlichen Oberhofmarschalls, war zum Besuch nach München gekommen, und logirte bei ihrem Vater im Schlosse selbst. Dort überfiel sie diese unheilvolle Krankheit, die man indeß dem Churfürsten sorgsam zu verbergen suchte. Er hatte in der That keine Ahnung davon, daß der Feind, dem er so angstvoll auszuweichen strebte, bereits mit Posaunenschall in sein Schloß eingeschritten sei, und er war in heiterster Stimmung in Gesellschaft einiger Freunde beim Billardspiel

beschäftigt, als der Oberhofmarschall, welcher eben von dem Krankenbett seiner Tochter kam, zu ihm in das Zimmer eintrat. Der Churfürst spielte ruhig weiter, auf einmal aber sah man ihn erbleichen und schwanken, und mit dem Ruf: „Eine Person hier im Zimmer hat die Blattern, ich fühle es!“ sank er ohnmächtig zusammen. Man trug ihn sofort auf sein Lager, und den Bemühungen seiner Aerzte gelang es, ihn nach einigen Stunden wieder zum Leben zu erwecken, aber bald darauf zeigten sich auch schon die Symptome dieser fürchterlichen Krankheit, welcher der Churfürst nach wenigen Tagen der Qualen erlegen ist*). — Das, Ew. Majestät, ist der Inhalt dieser Depesche, welche Graf Hartig sofort nach dem Ableben des Churfürsten an Kaunitz abgesandt hat. Befehlen Ew. Majestät, daß ich die Depesche vorlese?

Nein, mein Sohn, ich danke Ihnen, sagte die Kaiserin trübe. Wir wissen, was uns zu wissen nöthig ist. Der Churfürst ist todt, der Sohn meines Feindes, welcher mir einst mein Erbe entziehen wollte und mit mir als Kaiser Karl VII. um meine Lande und um meine Kaiserkrone kämpfte, er ist todt, und seine Herrlichkeit ist in Staub zerfallen, wie die Herrlichkeit seines Vaters.

Ja, er ist todt, der Churfürst Maximilian Joseph, sagte Joseph ernst, der Bruder meiner Feindin, welche zwei Jahre lang den harten Kampf der Ehe mit mir gekämpft hat, ist heimgegangen zu seiner Schwester, der Kaiserin Josepha, zu seinem Vater, dem Kaiser Karl, denen Beide die Kaiserkrone von Deutschland das Haupt so schwer niedergebeugt hat, daß der Tod allein es wieder aufzurichten vermochte! Ich habe es Josepha, so lange sie lebte, niemals verzeihen können, daß sie meine Gemahlin geworden und mich mit der Schmach dieser schauerlichen Ehe belastet hatte; jetzt aber in dieser Stunde vergebe ich es ihr, vergebe ihr alles Leid, das ich durch sie erduldete, denn in dieser Stunde reicht mir die todte Kaiserin aus dem Grabe den Brautschatz dar, und ernennt mich zu ihrem Erben. Dieser Braut-

---

*) *Wraxall:* Memoirs of the Courts of Berlin, Vienna etc. Vol. I. *I. 306.*

schatz heißt Baiern, und wir müssen uns beeilen, ihn anzunehmen, bevor Andere uns zuvorkommen.

Die Kaiserin erbebte, und heftete ihre großen Augen mit einem Ausdruck des Schreckens auf das strahlende Antlitz ihres Sohnes.

Will mir der Herr Kaiser ein Gegenstück liefern zu der unglücklichen Theilung Polens? fragte sie hastig. Hab' noch auf meiner Seele und meinem Gewissen diese Last der polnischen Erbschaft liegen, die wir auch ohne Testament und Recht an uns genommen, kann's noch immer nit verwinden, daß ich, bloß weil wir die Stärkeren und Kräftigeren waren, dem kleineren unglücklichen Nachbarn Polen nahm, was sein war, und was er nur nit festhalten konnte, weil seine Hände schwach und fieberkrank waren. Werd' aber nimmer meine Einwilligung geben, daß wir abermals so handeln und uns bereichern auf Kosten eines schwächern Nachbarn. Lasse der Herr Sohn sich das gesagt sein, und versuche er nit wieder, mich zu seinem Willen zu bekehren, denn ich sag' ihm, diesmal wird es ihm nicht gelingen, und mein' doch, daß ich noch immer die Kaiserin bin, und daß Mein Wille allein mein Land lenkt und regiert.

Der Kaiser verneigte sich. Ew. Majestät müssen mir das Zeugniß geben, daß ich niemals gewagt habe, mich gegen den gebieterischen Willen meiner Kaiserin aufzulehnen, sondern mich demselben immer in Demuth und Gehorsam unterworfen habe. Aber, da wir jetzt mit dem Inhalt der Depesche fertig sind, werden Ew. Majestät wohl erlauben, daß ich den Fürsten aus seinem Versteck hervorhole, damit er Theil nehme an unserer Berathung?

Maria Theresia nickte leicht mit dem Kopf, und indem der Kaiser rasch das Zimmer durchschritt, schlug er die Vorhänge zurück, hinter welchen der Fürst sich verborgen hatte, um nichts von der fürchterlichen Unterredung zu vernehmen.

Kommen Sie, Durchlaucht, flüsterte Joseph leise und hastig. Helfen Sie mir die Kaiserin zu überzeugen, daß Baiern unser werden muß. Ich fürchte, es wird einen harten Kampf geben.

Bei welchem wir indeß siegen werden, sagte Kaunitz gelassen, sich

von seinem Sitz aufrichtend und dem Kaiser folgend, der sich jetzt wieder seiner Mutter näherte.

Maria Theresia schaute Beiden mit finstern Blicken und einem trüben Lächeln entgegen. Seh's wohl an Euren Gesichtern und an Euren Mienen, daß Ihr Beide einig seid, sagte sie hastig, daß der Kaiser und der Fürst zwei Bundesgenossen sind, welche es sich vorgenommen haben, meinen Widerstand zu besiegen. Ja, Ihr seid Eurer Zwei, und ich, — ich bin allein, bin immer allein, seit mein schöner und lieber Kaiser Franz mich verlassen hat, bin immer einsam und allein, und muß meinen Willen durchfechten gegen Euch Zwei, oder muß nachgeben wider meinen Willen. Es ist aber nit rühmlich, denk' ich, sich Zwei gegen Einen zu stellen, und sollt' eigentlich vermeinen, daß des Fürsten Platz an meiner Seite ist, und nit da drüben bei dem jungen Kaiser, der es macht, wie alle Nachfolger es ihren Vorgängern thun, der mir opponirt, und meint, daß er Alles besser weiß, als seine Kaiserin und Mutter. Sag Er doch, Herr Fürst, will er mir auch opponiren und wider mich sein? Will Er auch Seine Kaiserin verlassen und ihr die Treue brechen?

Es lebt Niemand auf der Welt, welcher sagen kann, daß Fürst Kaunitz ihm die Treue gebrochen hat, sagte Kaunitz feierlich. Ganz Europa weiß, daß Kaunitz ein Mann von Wort und von Ehre ist, und geleistete Versprechen niemals zurücknimmt. Ich habe Ew. Majestät eines Tages geschworen, daß ich mein ganzes Leben und die ganze Kraft meines Geistes und meines Kopfes dem Dienste Oesterreichs weihen wolle, und ich werde mein Wort treulichst erfüllen, es sei denn, daß Ew. Majestät mich meines Schwurs entbinden und mich gehen heißen.

Ach, das heißt, Er droht mir schon wieder mit seiner Amtsniederlegung? rief die Kaiserin heftig. Er will Sich wieder einmal zurückziehen, wenn ich Ihm nit beistimme und will nit mehr mein Minister bleiben, wenn ich Meinem Willen und nit dem Seinen folge. Laß Er es sich aber gesagt sein, daß die Maria Theresia fest entschlossen ist, bis an das Ende ihres Lebens die regierende Kaiserin zu sein; *und daß* weder ihr Mitregent noch ihr Minister sie daran hindern *sollen. Und jetzt,* da Ihr Beide das wißt, jetzt laßt uns frei und

offen mit einander reden, und uns zu einer Staatsconferenz mit einander vereinigen. Ich ersuche den Kaiser hier an meiner Seite Platz zu nehmen, und Er, Herr Fürst, wird die Güte haben, sich mir da gegenüber zu setzen. Mag Ihm gern Aug' in Auge schauen, in Seinem Antlitz lesen, ob sein Herz wahr und aufrichtig meint, was die diplomatischen Lippen sprechen. Und jetzt, da wir Alle unsere Plätze eingenommen, jetzt ersuche ich zuerst den Herrn Kaiser, mir grade und offen seine Meinung zu sagen, und was Er meint, das wir zu thun haben bei diesem unerwarteten Ableben des Churfürsten von Baiern?

Grade und offen denn, rief Joseph rasch, ich meine, daß wir sofort unsere Regimenter marschiren lassen müssen, um Baiern, welches jetzt, nach dem Aussterben des Wilhelminischen Mannesstammes, zum Mindesten ein eröffnetes Reichslehen ist, zu besetzen, und es dem Hause Oesterreich, welches unbezweifelte Rechtsansprüche auf dieses Reichslehen hat, zu erhalten.

Hat Oesterreich wirklich unbezweifelte Rechtsansprüche an das Churfürstenthum Baiern? fragte Maria Theresia mit erzwungener Ruhe.

Der Kaiser sah seine Mutter mit staunenden und fragenden Blicken an. Haben Ew. Majestät nicht die Gnade gehabt, die Schriften, und Actenstücke zu lesen, welche unsere Geschichtsschreiber und Historiographen auf meinen Wunsch verfaßt haben, und welche ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu übergeben?

Ich habe sie gelesen, sagte die Kaiserin traurig, ich habe diese Documente gelesen, aus welchen man zu beweisen sucht, daß Oesterreich wohlbegründete Ansprüche an Niederbaiern habe, weil Kaiser Siegmund im Jahre 1410 seinen Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich damit belehnt habe. Ich habe ferner gelesen, daß Oesterreich Ansprüche habe auf die schwäbische Reichsherrschaft Mindelheim, worauf Kaiser Matthias schon im Jahr 1614 dem Erzhause die Anwartschaft gegeben, und welche nachher, als der Churfürst von Baiern 1706 in die Acht fiel, auch wirklich vom Kaiser von Oesterreich in Besitz genommen ward. Habe ferner all die Actenstücke gelesen, welche beweisen, daß die Oberpfalz mit allen ihren Grafschaften jetzt nach

dem Absterben der Wilhelminischen Linie offenes Reichslehen ist, welches der deutsche Kaiser als Reichseigenthum beanspruchen müßte.

Und alles dies hat Ew. Majestät nicht von der Gültigkeit und dem Recht unserer Ansprüche auf Baiern überzeugt? fragte der Kaiser.

Alles dies hat mich nicht überzeugt, daß wir berechtigt und gezwungen sind, aus eitler Habgier und übermüthiger Herrschsucht uns Länder zuzueignen, welche nicht nach unbestreitbarem Erbrecht uns zufallen, und deren Besitz wir vielleicht nur mit Gewalt der Waffen und mit Strömen von Menschenblut erzwingen könnten.

Deren Besitz uns aber eins der schönsten Länder Deutschlands zu eigen gäbe, rief Joseph feurig, deren Besitz Oesterreich seinem großen Ziel, ein deutsches Kaiserreich zu werden, immer näher führen würde. Wenn die Pfalz, wenn Schwaben und Niederbaiern unser ist, dann fließt die Donau nur noch durch Oesterreichische Lande, dann ist unser der Handel der Levante, dann bis zum schwarzen Meer hinab trägt die Donau unsere Handelsschiffe, und eines Tages wird auch der Bosporus sich uns öffnen, und Constantinopel sich gefallen lassen müssen, ein Hafen für Oesterreichische Schiffe, ein Stapelplatz für Oesterreichische Waaren zu werden. Wenn Baiern unser ist, gehört bald ganz Süddeutschland unserm Hause an, denn wie von einem Magnet angezogen werden auch Würtemberg und die kleinern Lande und Grafschaften uns anheimfallen und sich zu Eins verschmelzen mit unserm Oesterreichischen Kaiserstaat, welcher alsdann als ein einiges großes Deutschland dem nordischen Preußen gegenübertreten und fragen wird: ob Preußen den Muth habe, sich loszusagen von Deutschland und allein dazustehen, oder ob es die patriotische Seelengröße hat, aufzugehen in dem großen Ganzen, und das Preußenthum aufzugeben, um Deutschland anzugehören? Oh, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie jetzt nicht wanken und zaudern, unser Recht anzuerkennen, und die Hand auszustrecken nach dem, was Unser ist. Wollen Sie auch bedenken, daß Baiern selbst uns mit angstvollen hoffenden Blicken entgegenschaut, daß es zittert vor den Erbansprüchen des Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz, welcher der einzige noch lebende Erbnachfolger des verstorbenen Churfürsten ist. Baiern weiß,

daß es von diesem Mann nichts zu hoffen hat, daß er ihm nicht Glück, Wohlstand und die Aussicht auf eine dauernde Dynastie mitbringt, sondern daß er einziehen wird in sein neues Erbe Baiern, umgeben von seinen Maitressen, welche einen ganzen Schwarm natürlicher Kinder mitbringen. Baiern weiß, daß Carl Theodor zu deren Bereicherung, da er ein zärtlicher Vater ist, die bairischen Lande aussaugen und plündern wird, um seinen Kindern, denen er keine Krone, keine Ehre und keinen Namen geben kann, mindestens Geld und Besitz zu hinterlassen. Oh wollen sich Eure Majestät also des unglücklichen Baierns erbarmen, wollen Sie es erretten aus den Händen der Wüstlinge, der Pfaffen und Finsterlinge, welche das Ohr Carl Theodors umlagern und mit ihren unzüchtigen Liedern und ihrem frommen Geplärr ihn betäuben und verwirren, daß er ein willenloses Werkzeug in ihren Händen wird. Ew. Majestät haben die Jesuiten aus Ihren Landen verjagt, vollenden Sie jetzt Ihr Werk, verjagen Sie dieselben auch aus Baiern, wo sie Zuflucht und Schutz gefunden haben, und wo sie herrschen würden, wenn Carl Theodor von der Pfalz der Nachfolger des verstorbenen Churfürsten werden könnte. Haben Sie Mitleid mit dem unglücklichen Baiern, erlösen Sie es von den Wirren und neuen Unruhen und Erbfolgestreitigkeiten, die es unvermeidlich bedrohen, wenn der entnervte, kraftlose, alternde Carl Theodor sterben würde, und Baiern abermals nach einem Nachfolger zu suchen hätte.

Nun ich mein' doch, daß der Nachfolger für Carl Theodor nit so schwer zu finden ist, und daß der Herzog Carl von Zweibrücken wohl bereit ist, sein Erbe in Anspruch zu nehmen, rief Maria Theresia heftig. Wenn's aber wahr ist, was der Kaiser sagt, wenn die guten Baiern wirklich so gar groß Verlangen hegen, unsere Unterthanen zu werden und sich Oesterreicher zu nennen, so mögen sie doch den Muth haben, das frei und offen zu bekennen und uns zu ihren selbstgewählten Herrschern auszurufen. Denn ich sag's und wiederhol's, ich will's nit machen, wie der König von Preußen einst uns gethan, will nit aus meinen Archiven alte vergilbte Documente hervorsuchen, und damit beweisen, daß das Land, was seit Jahrhunderten Andere besitzen,

eigentlich Mein sei, will auch nicht für zweifelhaft Recht das Blut meiner Unterthanen vergießen, und mit frevlerischen Händen die Fackel des Kriegs entzünden, daß er abermals den Wohlstand meines Landes und das Glück meiner Unterthanen in Asche lege. Hab' damals aus tiefster Seele und bester Ueberzeugung den König von Preußen einen bösen und ungerechten Mann genannt, weil er also gethan, will jetzt nit thun, wie er gethan hat, und nit an Baiern handeln, wie er an Schlesien gehandelt hat.

Und also soll Oesterreich diese Erbschaft verlieren, welche ihm gebührt, auf welche es ein unbestreitbares Recht hat, rief Joseph schmerzvoll. Also soll ich abermals verdammt sein, mit unthätigen Händen, in müßiger Ruhe von ferne und im Dunklen zu stehen, während die Weltgeschichte mit ehernem Schritt durch Deutschland dahin schreitet, und ihre spähenden Blicke umherirren läßt nach einem Mann, der Deutschland liebt, der den Muth hat, es groß, mächtig und einig machen zu wollen, und ohne Scheu vor dem Gerede der Welt den Augiasstall der deutschen Reichskammer zu reinigen, all das kleine Gewürm und Geschmeiß, welches sich da fest genistet, zu verjagen, und die kleinen Kronen einzuschmelzen, auf daß daraus die einige große Kaiserkrone Deutschlands hervorgehe? Oh, sagen Ew. Majestät nicht, daß ich diesen schönsten Traum meines Lebens wieder aufgeben muß, daß es mir nicht vergönnt sein soll, zu thun, was ich muß und kann, dem armen Deutschland seine Einheit und Kraft wiederzugeben, und ihm in Wahrheit ein Kaiser zu sein. Nehmen Sie Ihr Wort zurück, Majestät, sagen Sie nicht, daß Sie Baiern aufgeben wollen, weil es möglich sei, daß man unsere Rechte auf Baiern bezweifeln kann. Und wären unsere materiellen Rechte noch zweifelhafter, als sie es sind, so haben wir dennoch moralische und politische Rechte auf Baiern, welche Jedermann anerkennen wird und muß, moralische Rechte, denn wir bringen Baiern zum Ersatz für einen despotischen, wollüstigen Herrscher, dessen Ohr von Jesuiten, Maitressen und Wucherern belagert wird, das edle, keusche und uneigennützige Regiment einer tugendhaften Kaiserin, welche den Baiern statt der Finsterniß das Licht, statt der Heuchelei die Wahrheit, statt des Despotismus die Freiheit

geben will. Wir haben politische Rechte auf Baiern, denn die alten Erbverträge unseres Hauses scheinen in ahnungsvoller Weisheit den Moment vorhergesehen zu haben, wo Oesterreich nach Innen so groß, sicher und fest steht, daß es nach Außen auf Vergrößerung und Machterweiterung denken kann, und deshalb haben unsere Vorfahren uns gewissermaßen schon eine Thür geöffnet, und uns den Weg geebnet der uns über die Grenze Baierns nach dem Thron und Besitz dieses Landes führt. Oh, Majestät, es sind unsere erlauchten Ahnen, welche aus diesen bestäubten, mit ihrer Unterschrift gezeichneten Documenten die Hand hervorheben und hinüber deutend nach Baiern uns zurufen: „nehmt, was Euer ist, und was unser Wort und unser Gedanke schon vor Jahrhunderten für Euch bestimmt hat!“

Wollt' in Wahrheit, mein Sohn, daß ich diesen Zuruf meiner Ahnen so deutlich vernehmen könnte, wie Du, rief die Kaiserin. Aber mein Herz ist zaghaft; wenn ich dieser Sach', die wir vorhaben, gedenke, ertönt vor meinen alten Ohren nur wüstes Kriegsgeschrei, und das Jammern und Klagen meines armen Volkes, das der Maria Theresia seine Liebe entziehen und sie verwünschen würde, wenn sie es wieder seines Friedens und seiner Ruhe berauben möchte. Will nit in die Ewigkeit gehen, belastet mit dem Fluch meines Volkes, will auch nit als eine ländergierige, zanksüchtige Fürstin verzeichnet werden in den Büchern der Geschichte, sondern will heimgehen zu meinem Franzel, begleitet von dem Segen und den Thränen meines Volkes, und von der Geschichte aufgezeichnet als eine friedliebende und gerechte Fürstin! Und sag' Er, Herr Fürst, könnt' ich noch Ansprüche machen auf diesen Namen, wenn ich jetzt trachtete, Baiern seinem rechtmäßigen Erben zu entziehen, und Oesterreich vergrößerte auf Kosten Carl Theodors von der Pfalz? Red' Er jetzt, Durchlaucht, sag Er uns, was er denkt von dieser Sach'! Im Namen Oesterreichs und Seines eigenen Gewissens fordere ich ihn auf, daß Er uns frei und unverhüllt die Wahrheit sage!

Ich werde sie sprechen, Majestät, sagte Kaunitz mit stolzer Würde. Ew. Majestät weiß wohl, daß keine Macht der Erde mich dazu bringen

könnte, sie zu verschweigen. Ich werde die Wahrheit auch jetzt sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie Ew. Majestät unangenehm ist.

Das heißt, Er ist der Ansicht des Kaisers? fragte Maria Theresia unwillig, während der Schimmer eines Lächelns über das Antlitz des Kaisers hinfuhr, und er seine Augen mit einem freudigen Ausdruck auf das ernste, strenge Gesicht des Fürsten heftete.

Ja, ich bin der Ansicht des Kaisers, erwiderte Kaunitz langsam. Oesterreich hat das Recht und die Pflicht, sich diese Erbschaft anzueignen, welche der Wille Ihrer Ahnen und die Gunst der Verhältnisse Ihnen darbietet, und welche zurückzuweisen ein Unrecht und ein Fehler wäre. Man muß sich aber in der Politik vor allen Dingen hüten, Fehler zu begehen, weil diese sich immer am bittersten an Demjenigen rächen, der sie begangen hat, und selten auf Andere zurückfallen. Ein Fehler aber wäre es, wenn Oesterreich diesen Moment unbenutzt vorübergehen lassen würde, wo es seine Macht in Deutschland befestigen und stärken, seine Grenzen erweitern könnte, indem es ohne Schwertschlag eines der schönsten und gesegnetesten Lande Deutschlands sich zu eigen macht.

Ohne Schwertschlag? fragte Maria Theresia hastig. Ew. Durchlaucht meinen also, daß unsere Feinde ganz geduldig zuschauen würden, wie wir uns zueignen, was uns doch sicher nit durch unbestrittenes Recht gehört? Ohne Schwertschlag sollte Baiern unser werden?

Ohne Schwertschlag, wiederholte Kaunitz langsam. Und wer, ich frage Ew. Majestät, wer sollte denn das Schwert nehmen, um uns zu bekämpfen? Frankreich hat durch politischen und Familienbund dem Recht entsagt, feindlich gegen uns aufzutreten.

Ich will Ihm indeß nicht rathen, allzusehr auf Frankreichs Freundschaft zu zählen, unterbrach ihn Maria Theresia. Marie Antoinette herrscht wohl über das Herz König Ludwigs, aber seine Minister herrschen über seinen Kopf, und die werden, wenn es ihre Politik erfordert, gar gern geneigt sein, den Familienbund zu brechen.

Aber Frankreich ist dennoch außer Stande, wider uns aufzutreten, fuhr Kaunitz fort. Seine Finanzen sind erschöpft und es rüstet sich außerdem so eben, einen Krieg zu unternehmen für Nordamerika's

Freiheit, einen Krieg, von dem es nur dann Erfolg hoffen kann, wenn seine Kräfte nicht noch durch einen Landkrieg geschwächt werden. Auch von Rußland haben wir nicht zu befürchten, daß es unsern Planen entgegentrete, denn es ist mit eigenen großen Entwürfen beschäftigt; und wenn wir ihm in der Türkei nicht feindlich gegenüber treten, und allenfalls noch seiner Ländergier den Rest von Polen Preis geben, wird Rußland wenig darauf achten, was sich hier im Innern Deutschlands begiebt, und über das zu sprechen gewiß der Czaarin kein Recht zusteht. England liegt uns zu ferne, und der König von Preußen hat es erfahren, was Englands Bundesgenossenschaft in einem Kriege gelten kann. England braucht außerdem seine Soldaten und sein Geld gleich Frankreich für diesen Krieg mit Nordamerika. Wer also sollte uns in den Weg treten und uns hindern, sofort die Lande Baiern von Oesterreichischen Soldaten als Oesterreichs Eigenthum in Besitz nehmen zu lassen?

Wer uns hindern sollte? fragte Maria Theresia hastig. Er hat Frankreich, England und Rußland genannt, aber den ersten und größten Feind meines Hauses, den hat Er vergessen, den Feind, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, überall auf unsern Wegen uns entgegen zu treten, bei jeder Gelegenheit mit der Hardiesse eines echten Parvenü's uns zu beweisen, daß er gar keinen Respect hat vor unserer Kaiserkron' und vor unsern Rechten und Documenten, sondern daß es ihm grad' nur Freud' macht, das Alles zu verläugnen; diesen bösen Mann, der mir so viel Thränen und schlaflose Nächte, meinem Lande so viel Menschenleben und Blut, meiner Krone die schönste Provinz gekostet hat, diesen bösen Mann hat Er vergessen!

Ew. Majestät wollen von dem König von Preußen sprechen, sagte Kaunitz mit einem leichten Achselzucken. Es ist sehr erhaben und sehr gnädig, daß Ew. Majestät den Markgrafen von Brandenburg immer noch als einen gefährlichen und furchterregenden Feind betrachten wollen.

Und wenn er's wäre, rief der Kaiser ungestüm, wenn Friedrich der Zweite noch immer der Held, der Feldherr wäre, der er einst gewesen, um so mehr Ehre alsdann für mich, ihn zu besiegen, und die

Lorbeeren wieder von seinem Haupte zu nehmen, die er sich einst in seinen Siegesschlachten erworben!

Der Fürst richtete seine großen Augen mit einem seltsam warnenden Ausdruck auf das erregte Antlitz des Kaisers und schüttelte leise mißbilligend das Haupt.

Der König von Preußen ist aber nicht mehr der Held, der Feldherr, der er gewesen, sagte Kaunitz langsam, er bangt sehr für die Lorbeeren, die von seinem gebeugten Haupte herabsinken könnten. Er kennt und fürchtet die Energie des Kaisers Joseph und wird durchaus nicht geneigt sein, seinen Ruhm in die Gefahr zu bringen, von dem Kaiser besiegt zu werden. Er findet es bequemer, auf seinen Lorbeeren zu ruhen, die Flöte zu blasen, schlechte Gedichte zu machen und den Schmeichelreden seiner philosophischen Freunde zuzuhören, bequemer, als in das Feld zu ziehen und zu kämpfen für eine Sache, die ihn gar nichts angeht. Denn was, ich frage Ew. Majestät, was kümmert es den König von Preußen, ob Oesterreich sich im Einverständniß mit dem einzigen berechtigten Erben Baierns zum Herrscher Baierns mache? Mit welchem Rechte sollte er es wagen, in dieser Sache gegen uns aufzutreten, wenn Niemand da ist, der ihn um Hülfe anruft? Er wird geschehen lassen, was er nicht ändern kann, und was zu ändern er überdies kein Recht hat. Wir haben unsere Urkunden und Documente, welche uns Baiern als Erbe geben, und der König von Preußen wird sie willig anerkennen, wenn wir auch seine Urkunden und Documente, welche ihm Baireuth und Anspach als Erbe geben, dafür anerkennen wollen. Der König von Preußen war ein Held, jetzt ist er nur noch ein alter Handelsmann und Krämer, welcher mit Taback handelt und nach Vermehrung seines Besitzes trachtet.

Maria Theresia schüttelte unwillig ihr Haupt. Er weiß wohl, Herr Fürst, sagte sie hastig, daß ich den König nimmer geliebt, vielmehr ihm immer in meinem Herzen gegrollt habe. Er ist ein böser Mann und hat mir viel Leids gethan, aber kann's doch nit zugeben, daß Er so geringschätzend und verachtungsvoll von ihm spricht; man wird nit größer dadurch, daß man seine Feinde kleiner hinstellt, und

es ist allzeit besser, gegen große Feinde zu kämpfen, als gegen solche, die man verachten kann!

Der König von Preußen ist ein Held, ein Weiser und ein Herrscher, rief der Kaiser begeistert. Gönnen mir also Ew. Majestät das Glück, gegen ihn zu kämpfen und mir Ruhm und Ehre zu erkämpfen, indem ich ihn besiege!

Werd' nimmer solcher eitlen Ruhmbegierde nachgeben, wenn's nit klar und erwiesen ist, daß wir ein Recht auf Baiern haben! sagte die Kaiserin.

Das Recht ist klar und erwiesen, sagte Kaunitz ruhig. Unsere Juristen haben es erwiesen und ihre Schriften drucken lassen. Ich habe Sorge getragen, daß Exemplare dieser Schriften in ganz Deutschland vertheilt werden, damit ganz Deutschland sich von dem Recht des Kaisers überzeuge, die verfallenen Reichslehen einzuziehen. Ich habe außerdem bereits einen geschickten Diplomaten an Carl Theodor von der Pfalz abgesandt, um mit ihm zu unterhandeln, daß er unser Recht anerkenne und freiwillig für sich und seine Erben dem Besitz Baierns entsage. Auch habe ich schon von seinem Geschäftsführer, dem Herrn von Ritter, die Zusicherung, daß der Churfürst Carl Theodor von der Pfalz mit Freuden bereit sein werde, unsere Wünsche zu erfüllen und die Vortheile anzunehmen, die wir ihm bieten.

Und was sind das für Vortheile, die wir dem Churfürsten für Baiern bieten können? fragte Maria Theresia.

Wir bieten ihm zum Ersatz für Baiern unsere Niederländischen Provinzen an, sagte Joseph hastig, er mag sie zu einem Königreich Burgund erheben und über sie herrschen als König. Wir bieten ihm außerdem für das Heer seiner unehelichen Kinder Fürstentitel und Orden, und einige Millionen Gulden an.

Und putzen die Schande und fröhnen dem Laster, aller Tugend und aller guten Sitte zum Hohn, rief die Kaiserin unwillig.

Der Churfürst liebt seine Kinder leidenschaftlich, fuhr Joseph fort, aber er hegt wenig Liebe für Baiern; er wird auf unsere Pläne eingehen, und Baiern wird unser werden!

Unser, ohne Schwertschlag und Blutvergießen, fügte Kaunitz

hinzu, und indem er ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervorzog, legte er dasselbe auseinander und breitete es auf dem Tisch vor der Kaiserin aus.

Sehen Ew. Majestät, da ist eine Karte von Baiern, sagte Kaunitz ruhig, mit dem schlanken weißen Vorderfinger über die Karte hinstreichend. Hier unten sind die Districte, welche wir beanspruchen kraft des Lehnsbriefes Kaiser Sigismunds an Albrecht von Oesterreich.

Wir müssen diese Districte von Oberbaiern sogleich durch unsere Soldaten besetzen lassen, sagte der Kaiser hastig. Niemand wird unser Recht auf diese Erbschaft bestreiten können, und wir müssen eilen, sie in Besitz zu nehmen.

Die Kaiserin seufzte und blickte mit trübem Sinnen auf die Karte hin. Ja, seufzte sie leise vor sich hin, auf dem Papier sieht Alles gar friedlich und schön aus, und auf dem Papier läßt sich Alles beweisen und erklären! Der Herr Fürst erobert da mit seinem Vorderfinger ganz Oberbaiern und es ergiebt sich ihm auf dem Papier. Im Leben mag's anders kommen. Ihr habt da die Berge und die Flüsse, die Wälder und die Landebenen vorgezeichnet, aber nit die Herzen und die Gesinnung der Menschen; davon steht nichts auf dem Papier, und doch werdet Ihr das Land nimmer gewinnen, wenn Ihr die Herzen nit gewonnen habt.

Wir werden uns die Herzen gewinnen durch offenes und herzliches Entgegenkommen, rief der Kaiser glühend. Wir werden den Baiern ihr kleines Vaterland freilich nehmen, aber wir werden ihnen ein größeres dafür bieten, wir werden ihnen Deutschland bieten, wir werden die Baiern in Deutsche verwandeln, und eines Tages werden sie stolz darauf sein, daß sie zuerst den Impuls gegeben, die kleinen zerstückelten deutschen Lande zu einigen zu einem großen, freien, mächtigen Deutschland!

Die Kaiserin antwortete nur mit einem Seufzer, und blickte auf die Karte hin, über welche der schlanke Finger des Fürsten wieder feine Linien zog.

Hier sind die Güter und Länder, sagte Kaunitz ruhig, welche das ausgestorbene Churhaus vom deutschen Kaiser zu Lehen getragen.

Und welche zurückzufordern und zu nehmen ich als deutscher Kaiser berufen und ermächtigt bin, rief Joseph ungestüm.

Und hier endlich, fuhr Kaunitz fort, seinen Finger auf einen andern Theil der Karte heftend, hier ist die Herrschaft Mindelheim, auf welche der Kaiser Matthias dem Hause Oesterreich nicht allein die Anwartschaft gegeben, sondern die bereits schon kraft dieser Anwartschaft Oesterreich zugefallen war, und welche Oesterreich nur aus allzufreigebiger Großmuth dem Churfürsten von Baiern zurückgegeben hat! — Ew. Majestät werden doch ohne Zweifel nicht Willens sein, Ihr Erbgut Preis zu geben, damit der Erste Beste es sich nehmen kann?

Maria Theresia antwortete nicht sogleich, sie hatte ihr Haupt gesenkt und ihre Stirn berührte fast das Papier, auf welchem die baierischen Lande verzeichnet waren. Neben ihr stand der Kaiser, seine großen blauen Augen in athemloser Erwartung und Spannung auf die Kaiserin gerichtet, ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches Kaunitz mit seinem ehernen gleichgültigen Gesicht, seinen kalten undurchdringlichen Mienen. Keiner von ihnen wagte es, die feierliche Stille dieses Momentes nur durch ein Wort, einen lauten Athemzug zu unterbrechen. Beide waren sie sich bewußt, daß dieser Augenblick berufen sei, über ein großes und folgenreiches Ereigniß zu entscheiden und Deutschland den Krieg oder Frieden zu geben.

Auf einmal richtete Maria Theresia ihr Haupt wieder empor, und ihre Augen hefteten sich mit einem raschen Blick auf den Kaiser und Kaunitz hin.

Hab's ja gesagt und gewußt, daß Ihr Zwei einig seid, und daß ich nichts werd' ausrichten können gegen Euch Zwei, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Fühl's wohl, daß in dieser Sach' nit Alles so ist, wie es sein sollt, und weiß gewiß, daß man uns des Länderraubes und der Willkür anklagen wird, wenn wir nit durchkommen und nit siegen in dieser Angelegenheit, aber glaub' auch, daß man unsere Rechte anerkennen und uns für befugt halten wird, die Erbschaft Baierns zu beanspruchen, wenn es ein fait accompli ist, und wenn es uns gelingt, zu behalten, was wir beanspruchen. Der Er-

folg entscheidet in den Augen der Menschen auch über das Recht, und nur wer unterliegt, den schmähen sie. Hat die Welt es dem König von Preußen verziehen, daß er uns Schlesien nahm, wird sie uns auch verzeihen können, daß wir uns Baiern nehmen. So mög's denn geschehen in Gottes Namen, wie der Kaiser und der Fürst es wollen und für Recht erkennen. Das Eine aber bitt' ich, nehmt nichts, was wir nicht das Recht haben zu nehmen. Ich sehe es voraus, werde doch zum Krieg kommen und ich möchte meine Tage so gerne in Frieden beschließen!*)

Ew. Majestät sollen sie in Frieden und Glück beschließen, aber möge dieser Zeitpunkt noch recht lange auf sich warten lassen! rief Joseph glühend, indem er die Hand der Kaiserin nahm und sie innig küßte. Möchten Sie noch lange leben, damit Sie sehen, wie Oesterreich sich verklärt zu Deutschland, und wie in Oesterreich's Herrlichkeit aufgehen alle die deutschen kleinen Lande, die jetzt verstückelt und einsam umher liegen, ausgesogen und beherrscht von ihren kleinen Tyrannen, die der Reichsgesetze und des deutschen Kaisers spotten, mit frecher Willkür das Mark und den Lebenssaft ihrer Unterthanen aussaugen und in üppiger Lust schwelgen, während ihr Volk vergeht in Hunger und Elend. Das Alles soll anders und besser werden, und dazu haben Ew. Majestät jetzt den ersten Impuls gegeben, indem Sie das unglückliche Baiern bewahren vor dem Schicksal, von einem wollüstigen, verschwenderischen, von schlaffen Beichtvätern und Maitressen beherrschten Fürsten unterjocht zu werden, indem Sie Baiern retten und es Ihrem Scepter unterwerfen!

Möge Gott uns gnädig sein und unser Vorhaben segnen, seufzte die Kaiserin. Ich werde meine Tage in Gebet und frommer Andacht hinbringen, bis diese unglückliche Sach' geordnet ist, und auf meinen Knieen liegend werd' ich zu Gott flehen, daß er mein Volk bewahre vor Krieg und Unheil und mein Gewissen nit belaste mit dem Blut meiner Unterthanen.

Und während Ew. Majestät den Segen des Himmels herabrufen,

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Wraxall I. S. 31[illegible]

sagte Joseph heiter, wollen Kaunitz und ich Alles dazu thun, daß unserm Unternehmen auch der Segen der Erde nicht fehle, damit unsere Thaten vom Erfolg geheiligt werden. Sie, Herr Fürst, werden uns Baiern erobern mit Ihrer Feder und den Waffen der Diplomatie, und wenn die nicht ausreichen, so werde ich Ihnen zu Hülfe kommen mit andern Waffen, welche hunderttausende unserer Soldaten allen Denen entgegentragen sollen, die es wagen wollen, uns Baiern zu entreißen. Noch in dieser Nacht sollen einige unserer Regimenter marschiren, um zunächst Unterbaiern zu besetzen.

Oh oh, ich sehe es wohl, es wird doch zum Krieg kommen, murmelte die Kaiserin leise vor sich hin.

Aber bevor der Herr Kaiser seine Soldaten marschiren läßt, sagte Kaunitz mit seiner gewohnten Ruhe, ist es nöthig, daß Ihre Majestät die Kaiserin einige Edicte erlasse, welche Ihre Unterthanen und die ganze Welt von dem Stand der Dinge und von ihrem Recht in Kenntniß setze. Ich habe diese Edicte vorläufig schon aufgezeichnet und sie haben die Billigung Sr. Majestät bereits erhalten. Es fehlt nur noch die Genehmigung und die Unterschrift Eurer Majestät.

Und der Fürst zog aus seinem großen Muff ein Papier hervor, das er der Kaiserin darreichte. Maria Theresia nahm es seufzend und überflog das Geschriebene mit flüchtigen Blicken.

Es ist nur eine kurze gedrungene Auseinandersetzung der rechtmäßigen Ansprüche Oesterreich's auf Baiern, sagte Joseph hastig.

Ich sehe es wohl, seufzte die Kaiserin, Ihr habt's verstanden, die Rechtmäßigkeit auf dem Papier zu beweisen, Gott gebe, daß Ihr's auch im Leben könnt! Aber ich will Eure Edicte unterzeichnen, und Euch den Willen thun! Ueber Euch Zwei komme das Blut meiner Unterthanen, wenn die Sache mißlingt!

Sie griff hastig nach der Feder, welche Kaunitz ihr darreichte, und schrieb mit festen energischen Zügen ihren Namen unter das Papier.

Jetzt, rief Joseph aufjauchzend, jetzt ist Baiern unser Eigenthum!

Ja, auf dem Papier! sagte die Kaiserin seufzend. Wer weiß, ob es jemals in Wirklichkeit dahin kommen wird!

II.

Ein Blatt aus der Geschichte.

Maria Theresia's schlimme Befürchtungen sollten nur zu bald zur Wahrheit werden, und die österreichischen Regimenter, welche Niederbaiern besetzten, gaben das Signal zu einem Krieg, der nicht bloß alle Höfe und alle Diplomaten, sondern auch alle Federn der Juristen und der politischen Schriftsteller in Bewegung setzte. Während die kleinen deutschen Fürsten in banger Sorge um ihre eigene Zukunft jammerten und klagten über diese „Gewaltthat" Oesterreichs, sich ein Land anzueignen, auf das es gar keine Rechte habe, erschienen Flugschriften über Flugschriften der österreichischen Juristen, in denen das Recht Oesterreichs klar und deutlich erwiesen ward. Aber diesen Flugschriften antworteten die Juristen aller übrigen deutschen Staaten und Länder mit eben so vielen Flugschriften, in denen eben so klar erwiesen ward, daß Oesterreich nicht die mindesten Ansprüche auf Baiern machen könne, und daß die Besitzergreifung Baierns eine Gewaltthat sei, die alle deutschen Lande bedrohe, eine freche Verhöhnung des deutschen Rechts und der deutschen Verfassung. Ein wüthender Federkrieg entspann sich jetzt auf beiden Seiten, und in kurzer Zeit ward Deutschland von mehr als dreihundert Büchern überschwemmt, welche die baierische Erbfolge betrafen und Oesterreich entweder vertheidigten, oder angriffen*). Aber dieser Streit, den Oesterreich wie eine Bombe mitten in das deutsche Reich hineinschleuderte, hatte wenigstens doch das Gute, daß das deutsche Volk sich auf einmal wieder seines Deutschthums bewußt ward, und in sich eine Art von deutschem Patriotismus aufdämmern fühlte. Der Baier, der Hesse, der Würtemberger, der Hannoveraner und alle die übrigen deutschen Stämme, sie vergaßen

*) Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. T[illegible] 363.

auf einen Moment ihren Sonderpatriotismus und fühlten sich als die Söhne eines Vaterlandes, und jammerten und klagten laut, daß dieses Vaterland von Oesterreich in seinen heiligsten Rechten beleidigt, daß die deutsche Verfassung verletzt und beschimpft worden. Und die Pfaffen und Jesuiten, die unversöhnlichen Feinde Kaiser Joseph's, verstanden es, diesen Patriotismus zu einer höheren Gluth anzufachen, und ihn zu ihren Zwecken zu benutzen. In seltsamer Verdrehung aller Begriffe vereinigten sich auf einmal Pfaffenthum, Jesuitismus und Sektenwesen mit dem Begriff Deutschlands und der deutschen Freiheit, und indem die Priester, die Dunkelmänner und die kleinen deutschen despotischen Fürsten Joseph's kühne vorurtheilslose Gesinnung kannten und fürchteten, verschanzten sie sich hinter dem heiligen Wort des deutschen Patriotismus, um wider Joseph zu kämpfen, den die deutschen Fürsten einen Neuerer nannten, weil er es versucht hatte, Ordnung und Recht in die deutsche Verfassung zu bringen, den die Jesuiten, Pfaffen und Privilegirten als einen Tyrannen verschrieen, weil sie Joseph als den Feind aller Mißbräuche, aller religiösen Unduldsamkeit und aller Vorrechte Einzelner kannten und fürchteten.

In Baiern allein durfte der Sonderpatriotismus sich rückhaltlos entfalten, und während Alles klagte über die angegriffene deutsche Verfassung, jammerten die Baiern gerade darüber, daß der Kaiser ihnen ihr Baierthum rauben wolle. Carl Theodor von der Pfalz, dessen Herrschaft man sonst mit Angst entgegen gesehen, ward jetzt von den Münchenern bei seinem Einzug in die Hauptstadt mit glühendem Enthusiasmus begrüßt, und man verzieh ihm freudig sein üppiges Leben, seine Verschwendung, den Schwarm von Jesuiten und Finsterlingen, die er mit sich führte, um sich nur zu erinnern, daß er berufen sei, Baiern seine Selbstständigkeit zu bewahren, und es als ein freies, unabhängiges Land zu erhalten.

Aber der Churfürst selbst war wenig erbaut von diesem Patriotismus, welchen die Münchener und die Baiern überhaupt ihm entgegentrugen. Er wünschte nichts sehnlicher, als wieder heimzukehren nach der Pfalz, und dieser baierischen Erbschaft enthoben zu sein, welche ihm die Feindschaft und den Zorn Oesterreichs zuziehen mußte.

und so ihn nicht allein mit Unruhen und Krieg bedrohte, sondern auch seine Kinder der Fürstentitel, Orden und Millionen berauben könnte, welche Oesterreich ihnen verheißen hatte. Carl Theodor lieh daher den Vorschlägen, welche Oesterreich ihm durch seinen Gesandten machen ließ, ein williges Ohr, und unterzeichnete, wenige Tage nachdem er in München eingezogen war, und feierlich Besitz genommen hatte von seinem neuen Lande, eine Convention, in welcher er Oesterreichs Ansprüche auf Baiern anerkannte, und zwei Drittheile des Churfürstenthums Baiern für sich und seine Erben an Oesterreich abtrat. — Maria Theresia, froh, die Streitigkeiten endlich auf diese Weise beendigt zu sehen, belohnte den nachgiebigen Churfürsten Carl Theodor mit dem Orden des goldenen Vließes, und schickte sich an, von Baiern Besitz zu nehmen, welches jetzt durch die Convention vom dritten Januar 1778 ihr unbestrittenes Eigenthum war.

Indeß gab es in der Nähe des Churfürsten Carl Theodor eine Dame, welche in glühendem altbairischem Patriotismus empört war über diese Nachgiebigkeit des Churfürsten und bereit war, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um Baiern seine Selbstständigkeit zu erhalten. Diese Dame war die Herzogin Clemens von Baiern. Kaum hatte sie von der mit Oesterreich abgeschlossenen Convention des Churfürsten erfahren, als sie dem Herzog Carl von Zweibrücken, dem rechtmäßigen Erben Baierns nach dem Tode des jetzigen Churfürsten, davon Nachricht gab, und einen Eilboten nach Berlin sandte, um König Friedrich zur Hülfe und zum Schutz Baierns aufzurufen.

Dieser energische Schritt der bairischen Patriotin entschied das Schicksal des ganzen Erbfolgestreites. Der Herzog von Zweibrücken protestirte laut gegen die abgeschlossene Convention, und erklärte, derselben niemals beitreten und niemals seine Rechte auf Baiern aufgeben zu wollen. König Friedrich aber erklärte sich bereit, den Herzog von Zweibrücken zu unterstützen und seine Ansprüche an Niederbaiern, Oberpfalz und Mindelheim gegen Oesterreich mit den Waffen zu vertheidigen, wenn nicht die österreichischen Truppen sofort das Land räumten.

Vergebens versuchte es Maria Theresia, immer noch bemüht, den

Frieden zu erhalten, den Herzog von Zweibrücken durch Freundschafts-versicherungen, durch Versprechungen zu gewinnen, vergebens bot sie ihm den Orden des goldnen Bließes, eine Million Gulden, und endlich den Titel eines Königs von Burgund, und die Herrschaft über die zum Königreich Burgund erhobenen belgischen Provinzen an; Herzog Carl blieb unerschütterlich. Er erklärte, daß er nichts weiter begehre, als Churfürst von Baiern zu werden, und daß weder die Königskrone von Burgund, noch der Orden des goldenen Bließes, noch die Million ihn reizen könnten, seinen gerechten Ansprüchen auf sein Erbe zu entsagen, und er rief laut den König von Preußen um Hülfe und Beistand an.

König Friedrich erklärte sich ebenso laut bereit, „die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Baiern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen*)," und zog seine Truppen in Oberschlesien an der böhmischen und sächsischen Grenze zusammen.

Das war auch für die österreichischen Truppen das Signal zum Ausmarsch, und trotz ihrer Seelenangst, ihres inneren Widerstrebens, ihres Widerwillens gegen diesen Krieg mußte Maria Theresia darein willigen, daß Kaiser Joseph sich selbst an die Spitze seiner ausmarschirenden Truppen stellte, und in's Feld zog, um sich von dem König von Preußen Lorbeeren und Ruhm zu erobern. Diesmal war all ihr Flehen, ihre Vorstellungen vergeblich gewesen, der feurige kühne Thatendrang Josephs ließ sich dies Mal nicht mehr zügeln; wie das Schlachtroß, welches den Klang der Trompeten vernommen hat, glühte er nach Thaten, drängte es ihn vorwärts dem Kampfplatz zu! Der sonst stets so gehorsame und unterwürfige Sohn hatte sich jetzt auf einmal in einen kampfbegierigen ungeduldigen Krieger verwandelt, und Maria Theresia fühlte, daß ihre Hände zu schwach seien, ihn jetzt noch zurückzuhalten, um so mehr, als auch Kaunitz dies Mal nicht auf ihrer Seite stand, sondern sich frei und offen zu des Kaisers Ansichten bekannte.

*) *Vergl.* Dohms Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 7.

Weinend und voll Seelenangst ließ daher die Kaiserin ihren Sohn an der Seite des Feldmarschalls Lacy in's Feld ziehen, und sank ohnmächtig zusammen als Joseph ihr sein letztes Lebewohl gesagt, und sich ihren Armen entrissen hatte.

III.

Die Zauderpolitik.

Mit hastigen Schritten ging Kaiser Joseph in seinem Cabinet auf und ab, zuweilen am Fenster stehen bleibend, und mit zerstreuten Blicken hinaus schauend auf die weite Ebene, die sich da vor ihm aufthat, und auf welcher österreichische Soldaten aller Waffengattungen im bunten Durcheinander lagerten, dann wieder an den Tisch tretend, und dem Feldmarschall Lacy zuschauend, welcher eifrig mit Landkarten und Plänen beschäftigt war.

Nichts unterbrach die Stille des öden kleinen Gemachs, als zuweilen das Schmettern der Fanfaren, oder das fröhliche Jubeln der an dem Fenster vorüberziehenden Soldaten, die aus ihren fernen Stationsorten so eben im Hauptquartiere von Königsgrätz anlangten.

Lacy, sagte der Kaiser nach einer langen Pause, ich beschwöre Sie, legen Sie Ihre Karten und Pläne bei Seite, und lassen Sie mich ein Wort des Trostes, der Beruhigung hören!

Der Feldmarschall legte sofort seine Papiere nieder und stand auf. Ew. Majestät hatten mir indeß befohlen, genau die Stellung, welche der König von Preußen jenseits der Elbe bei Welsdorf einnimmt, und die Stellung des Prinzen Heinrich bei Nienburg auf unseren Karten zu verzeichnen.

Ich weiß, ich weiß, rief der Kaiser ungeduldig. Aber wozu diese Stellung verzeichnen, da sowohl der König als der Prinz Heinrich, so Gott will, morgen schon ihre Positionen ändern und weiter vordringen werden.

Ew. Majestät glauben, daß der König angreifen wird? sagte Lacy kopfschüttelnd.

Ich bin davon überzeugt!

Und ich bezweifle es; ich glaube, daß es durchaus nicht in dem Plan des Königs liegt, es zu einer Schlacht kommen zu lassen, sondern daß er suchen wird, eine solche möglichst zu vermeiden!

Weshalb sollte der König aber alsdann überhaupt die Feindseligkeiten begonnen haben? fragte Joseph hastig. Erinnern Sie sich nur, daß Er es ist, welcher, obwohl der Churfürst von Baiern selbst uns seine Lande abzutreten bereit ist, es nicht dulden will, im Namen des Herzogs von Zweibrücken und Deutschlands dagegen protestirt und uns mit einer Armee entgegen gerückt ist. Weshalb also sollte er dies Alles thun, wenn er jetzt den Kampf vermeiden wollte?

Er hat dies Alles gethan, weil er sehr gute Spione in Wien besoldet, sagte Lacy achselzuckend, und weil ihm diese Spione berichtet haben, daß Maria Theresia durchaus nicht geneigt ist zum Kriege, und daß sie Alles thun wird, um denselben zu vermeiden. Er hat es gethan, weil er gehofft hat, daß das Schmettern seiner Fanfaren und das Marschiren seiner Truppen noch immer genügt, um Schrecken und Furcht im Oesterreichischen Heer zu verbreiten.

Diese Zeit ist Gott sei Dank vorüber, und sie wird nicht wieder kommen, rief Joseph, das Haupt stolz zurückwerfend. Der König soll sich, hoffe ich, bald überzeugen, daß wir gar wohl den Muth haben, ihm gegenüber zu treten, und daß seine Person für uns kein Schreckbild mehr ist. Oh mein Freund, wie furchtbar ist diese Zeit des Wartens, zu welcher der Befehl und das Flehen meiner Mutter mich verurtheilt hat! Welch ein Thor war ich, ihrer Angst nachzugeben, und ihr zu geloben, daß nicht ich der Angreifende sein, sondern es ruhig abwarten wolle, bis der König uns angreift. Jetzt muß ich, gebändigt und gelähmt, die Dinge in müßiger Ruhe erwarten, darf nicht mein Schwert erheben, nicht den alten langjährigen Feind meines Hauses zur Rechenschaft ziehen für all die Unbill, die er uns angethan, bin verurtheilt zum Zaudern und Warten, während meine ganze Seele glüht nach Kampf und Streit, während ich mich sehne, ent-

weder auf dem Schlachtfeld ruhmvoll zu fallen, oder mir Lorbeeren zu erkämpfen!

Und dennoch ist es ein Glück, Sire, daß Sie bis jetzt nichts unternommen haben, sagte Lacy bedächtig. Alles kommt darauf an, Zeit zu gewinnen, damit unsere Armee sich immer mehr zusammen ziehen, und unsere Truppen vollständig und schlagfertig dem König gegenüber stehen, und jeden Kampf mit ihm wagen können. Noch ist er uns an Stärke überlegen, denn er selber steht mit einem Heer von siebenzigtausend Mann bei Welsdorf an der Elbe, und mehr als funfzigtausend Mann hat Prinz Heinrich bei Nienburg um sich gesammelt.

Aber wir werden diesen hundertzwanzigtausend Mann bald zweimalhunderttausend gegenüber zu stellen haben, rief Joseph ungestüm.

Wir werden sie haben, sagte Lacy bedächtig. Aber dazu bedürfen wir immer noch einige Tage Zeit; dann aber wird unsere Armee vollzählig sein, dann werden wir, Dank der Zauderpolitik des Königs von Preußen, die Elbe von Königsgrätz bis Arnau und Hohenelb mit zweimalhunderttausend Mann Soldaten besetzt haben, und damit können wir in sicherster Ruhe hinter unsern Verschanzungen und der natürlichen Schutzwehr der hohen Ufer der Elbe, den Feind erwarten. Er wird uns nicht mehr gefährlich sein, und uns keine Lorbeeren mehr abgewinnen!

Also auch dann noch warten, rief Joseph mit schmerzlichem Hohn. Auch dann noch verurtheilt zur Unthätigkeit, zur Geduld, zum Ausharren!

Das Ausharren und Warten ist im Kriege die höchste Tugend, sagte Lacy bedächtig, und Schlachten zu vermeiden ist oft weiser und muthvoller, als Schlachten zu liefern. Der große Moritz von Sachsen hat gesagt: „Schlachten liefern ist nur ein Hülfsmittel, durch welches unwissende Feldherrn sich aus einer Verlegenheit ziehen; wenn sie gar nicht wissen, was sie thun sollen, lassen sie es auf eine Schlacht ankommen!" Ich bin ganz der Meinung des Marschalls von Sachsen, obwohl ich weiß, daß Ew. Majestät mir darüber zürnen werden! Die größte Weisheit besteht für uns darin, daß wir uns auf einen

Vertheidigungskrieg beschränken, und wenn wir auch nur Friedrichs Angriffe vereiteln, werden wir schon Großes gethan haben! Wir müssen in diesem Krieg nicht die Angreifenden sein, sondern wir werden sicherer dadurch siegen, daß wir den Feind außer Stand setzen, uns anzugreifen, daß wir ferner durch eine ausgedehnte, wohlgesicherte Vertheidigungslinie den feindlichen Fortschritten überall Hindernisse entgegen setzen, ihn durch vergebliche Anstrengungen seiner Kraft ermatten und endlich zum feigen Rückzug zwingen. Der König von Preußen ist es gewohnt, durch kühnen und wohlbereiteten Angriff zu siegen, wir wollen also seinen Angriffen einen festen Damm entgegenstellen und wir haben dabei einen Bundesgenossen, welcher uns mehr hilft und bereitwilliger auf unsere Pläne eingeht, als der treueste Waffengefährte es vermöchte!

Und wer ist dieser Bundesgenosse? fragte Joseph, welcher dem Feldmarschall mit düsterer Miene zugehört hatte.

Dieser Bundesgenosse ist das Alter, sagte Lacy ruhig, das Alter, welches König Friedrich allstündlich daran mahnt, daß die Zeit seiner Siege vorüber ist, und daß seine zitternden welken Hände das Schwert nicht mehr schwingen und keine Lorbeeren mehr pflücken können. Der König von Preußen ist jetzt nicht mehr ein Held, sondern ein alter Mann. Er hat sich in einer verschlossenen Kutsche zu seiner Armee begeben, und als er gestern sein Pferd besteigen wollte, um die Truppen zu mustern, mußte man ihn auf sein Pferd heben, denn er war zu schwach zum Gehen, und deshalb nachher so verstimmt, daß er seinen Generalen die übelste Laune zeigte, und laut diesen Krieg und die ländergierigen Oesterreicher verwünschte. Ueberläufer, welche heute zu uns gekommen, haben uns davon erzählt, und schildern den König als einen kraftlosen, halbtodten Mann.

Und das also ist das Ende eines Heldenlebens, sagte Joseph tiefbewegt, das der Schluß eines schönen, großen, ehrwürdigen Daseins! Der Held, der König, der Sieger so vieler Schlachten ist jetzt nur noch ein alter Mann! Das Alter hat die Flügel des stolzen Adlers gelähmt, und die begeisterungsvolle Gluth seiner Dichterseele gebrochen. Das Alter hat den Helden, den Weisen, den Philosophen und den

Dichter in einen hinfälligen unwirschen Greis verwandelt! Oh Lacy, verlohnt es sich da der Mühe zu leben, zu ringen, nach Erfolgen zu streben, wenn man ein solches Ende eines glorreichen Lebens betrachtet? Möge Gott mich bewahren vor einem solchen Ende, möge er mich sterben lassen in der Fülle meiner Kraft, inmitten meines Wirkens und Schaffens, damit ich aus dem vollen Leben in den vollen Tod gehen kann, nicht langsam hinsiechen und verblühen muß zu einer welken Greisesblume, die ganz lautlos und von selbst von ihrem Stengel fällt! — Und während der Kaiser so sprach, nahmen seine Mienen den Ausdruck tiefer Trauer an, und seine großen blauen Augen füllten sich mit Thränen.

Aber dies, fuhr der Kaiser nach einer kurzen Pause fort, dies sind müßige Wünsche und Betrachtungen, die sich wenig für uns schicken, wie mich däucht. Ihre trübe Schilderung des großen Königs hat mich so melancholisch gemacht. Aber ich hoffe, sie wird übertrieben sein! Der König von Preußen ist noch immer der Held und der Feldherr, der er gewesen, und sein Feuergeist wird ihn vorwärts drängen, er wird diese Politik des Zauderns von sich schütteln, wie der Löwe, aus seinem Schlummer erwachend, die Fliegen von sich schüttelt, welche sich in seine Mähne gesetzt haben, ich hoffe —

Das rasche Heransprengen eines Reiters, der unmittelbar unter dem Fenster anhielt, an welchem der Kaiser stand, unterbrach ihn in seiner Rede, und mit gespannter Aufmerksamkeit schaute Joseph hinaus auf diesen Mann, der jetzt sich vom Pferde schwang. Alsdann kamen um die nächste Ecke noch andere Reiter im vollen Galopp dahergesprengt, und mitten hineinreitend in die Soldatenhaufen, rief der Mann mit lauter angstvoller Stimme einige Worte, welche der Kaiser nicht verstand, die aber Schrecken und Entsetzen auf den Gesichtern seiner Soldaten verbreiteten.

Lacy, sagte der Kaiser hastig, es ist etwas vorgefallen, und die Leute, welche da gleichsam in wilder Flucht heran gekommen sind, haben eine schlimme Nachricht gebracht. Sehen Sie nur, unsere Soldaten sprengen auseinander, als ob eine Bombe mitten unter sie gefahren wäre. Der lustige Gesang ist verstummt, Alles rennt bleich

und verstört den Zelten zu. Lassen Sie uns doch nachsehen, was dies Alles zu bedeuten hat!

Der Kaiser ging mit hastigen Schritten der Thür zu, als diese geöffnet ward und einer der Adjutanten des Kaisers mit bleichem, verstörtem Angesicht herein trat.

Sire, sagte er hastig, ein Courier von der böhmischen Grenze ist angelangt, und bringt eine unglaubliche Nachricht.

Nun was bringt er? fragte Joseph athemlos.

Er bringt die Nachricht, daß der König von Preußen die Grafschaft Glatz verlassen hat, und bei Nachod in Böhmen eingerückt ist.

Der Kaiser stieß einen Schrei des Entzückens aus und sein Antlitz leuchtete auf. Der König von Preußen ist in Böhmen eingerückt, wiederholte er freudig. Das ist eine herrliche Nachricht!

Eine herrliche Nachricht, Sire? fragte der Adjutant erstaunt. Der Bote, welcher diese Nachricht bringt, weiß nicht genug zu erzählen von dem Schrecken und Entsetzen, welches sich in Böhmen verbreitete, sobald sich die Preußischen Blauröcke dort zeigten. Die Einwohner der Dörfer haben ihre Habseligkeiten zusammengerafft und sind tiefer in das Land geflohen, die Preußischen Truppen haben ohne Widerstand die Grenze besetzt, und sind Herren von Böhmen.

Es ist so, wie der Graf berichtet, sagte Lacy, welcher das Zimmer verlassen hatte, und jetzt wieder eingetreten war. Ich habe den Mann, der die Nachricht brachte, selbst gesprochen. Er ist der Schulze eines der kleinen Dörfer an der Grenze, und er verließ sein Dorf in dem Augenblick, als der König von Preußen mit seinem Generalstab in dasselbe einzog.

Ich will diesen Mann selbst sprechen, rief der Kaiser lebhaft. Auf einen Wink seiner Hand öffnete der Adjutant die Thür, und der Bauer trat ein.

Joseph eilte ihm lebhaft entgegen. Du hast den König von Preußen gesehen? fragte er hastig.

Hab' ihn gesehen, Herr Kaiser, sagte der Mann düster. Hab' auch gehört, wie er befohlen hat, ohne Barmherzigkeit zu fouragiren, und wie er *verboten hat*, irgendwo Salvegarden aufzustellen. Hab'

gehört, wie er streng befohlen hat, keines Eigenthums zu schonen, sondern Alles zu nehmen, was man braucht! Lag in einem Winkel meiner Kammer verborgen, während der König in meiner Stube sich mit seinen Generalen breit machte, und da habe ich gehört, wie er sagte, die Soldatenweiber sollten allemal mit auf das Fouragiren geschickt werden, weil die es am Tollsten machten. Denn die Leute sollten und müßten fühlen, daß sie den Feind im Lande hätten!"*)

Ich werde mir dieses Wort des Königs merken! murmelte der Kaiser leise vor sich hin, und seine Augen blitzten auf im Feuer des Zornes. Und wie sah der König aus? fragte er dann laut.

Wie der Teufel, der sich in einen alten Mann verkleidet hat, sagte der Bauer düster. Es blitzt etwas aus seinen Augen wie das höllische Feuer, und seine Stimme ist so sanft und weich, wie die Stimme eines Bräutigams, der mit seiner Braut spricht. Aber was er sagt mit dieser Stimme, das ist boshaft und grausam, und wohin er seine Augen richtet, da sollt' man meinen, daß gleich das helle Feuer aufschlagen müßt! Auch ist Niemand mit ihm zufrieden selbst unter seinen eigenen Leuten! Hab's selbst gehört, wie seine Generale, als der König befahl, wie man das Lager abstechen sollte, dagegen protestirten, und meinten, wenn er's so mache, würden seine Leute alle Augenblicke in Gefahr sein, angegriffen zu werden. Der König schalt sie aber aus, und befahl ihnen, seinen Befehlen zu folgen, und als er dann hinausgegangen war, murrten die Generale, und sagten, der König sei ein alter, eigensinniger Mann, der Alles allein thun wolle, und es doch nicht mehr könne. Er habe nicht einmal einen Generalstab angestellt, und Niemand sei da, der für die Armee und ihre Bedürfnisse Sorge trage.**)

Weiter! weiter! rief Joseph unwillig, als der Bauer jetzt schwieg.

Weiter weiß ich nichts zu erzählen, Herr Kaiser. Als der König mit seinen Leuten mein Haus verlassen hatte, und es dunkel geworden war, schlüpft' ich aus meinem Versteck hervor, und rannt hinaus vor's

---

*) *Des Königs* eigene Worte. Siehe Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 130.
**) *Historisch.* Siehe Dohm. Th. I. S. 133.

Dorf. In der Kirche hatte sich der Herr Pfarrer mit allen Frauen und Kindern versammelt; die lagen auf den Knieen und weinten und beteten; wir Männer aber rannten ins nächste Dorf, wohin der Feind noch nicht gekommen war. Dort gaben uns die Leute Pferde, und so sind wir im vollen Galopp hierher gekommen, um den Herrn Kaiser anzuflehen, daß er sich unserer erbarme, und uns davor behüte, daß wir nicht auch Preußisch werden müssen, wie es die Schlesier geworden sind!

Ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Ihr nicht Preußisch werden sollt, sagte der Kaiser ernst. Bleibt nur gut Oesterreichisch, und leistet dem bösen Feind Widerstand, wo und wie Ihr könnt! Kehre Du jetzt mit Deinen Freunden zurück in Euer Dorf, damit Eure Weiber und Kinder nicht schutzlos bleiben. Grüße alle Deine Freunde, und alle Leute aus Deiner Gegend von mir, und sage ihnen, sie sollten nicht verzagen, ihr Kaiser wache über ihnen, der werde, so Gott will, gar bald den bösen Feind aus seinen Landen verjagen! — Sie, Herr Graf, haben die Güte, die nöthigen Befehle zu ertheilen, daß dieser Mann und seine Gefährten mit Nahrungsmitteln versehen werden, denn da der König das Fouragiren befohlen hat, werden sie bei ihrer Heimkehr keine Vorräthe mehr in ihrem Dorf finden.

Der Adjutant verneigte sich, und verließ gefolgt von dem Bauer das Gemach.

Lacy, rief der Kaiser, sich jetzt mit freudestrahlendem Gesicht wieder dem Feldmarschall zuwendend, Lacy, jetzt ist es vorbei mit der Zauderpolitik und dem Hinhalten! Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, und getreu meinem Wort bin nicht ich es gewesen, der sie herbei geführt hat. Der König von Preußen ist es, der mir jetzt einen Namen machen, der mir gestatten wird, aus dem Dunkel und der Unbedeutendheit hervorzutreten an das Licht, um mir Ruhm und Ehre zu erkämpfen, und der Welt zu beweisen, daß ich auch ein Feldherr bin, welcher zu siegen und Schlachten zu gewinnen weiß! Jetzt, mein Freund, keine Einwendungen, kein Zaudern mehr! Der König hat uns angegriffen, indem er wider Recht und Billigkeit in Böhmen eingerückt ist! Es wäre ehrlos und feig, jetzt noch vor einem Angriff zurückzuweichen. Erlassen Sie die nöthigen Ordres! Wir brechen

heute noch auf und gehen bis Jaromirs vor! Will's Gott, wird der König uns dort erwarten, und ich werde endlich das Glück haben mich mit dem berühmtesten Feldherrn seines Jahrhunderts zu messen.

IV.

Die heimlichen Friedensunterhandlungen.

Finstere Trauer, stummes Entsetzen herrschte, seit der Kaiser zur Armee gegangen war, in der Kaiserburg in Wien. Die festlichen Räume und Gesellschaftssäle waren geschlossen, kein Ton der Freude, kein Lachen und Scherzen ward vernommen, bleich und verstört schlüpften die Diener und Dienerinnen über die Corridore, bleich, ernst und schweigsam weilten die Erzherzoginnen in ihren Gemächern, traurig und niedergeschlagen lag die Kaiserin Maria Theresia ihren Geschäften ob.

Aber nicht bloß in der Kaiserburg, sondern auch in Wien war die Freude verstummt, begegnete man nur ernsten, sorgenvollen Gesichtern. Seit der Courier die Nachricht gebracht, der König von Preußen habe die böhmische Grenze überschritten und also den Angriff begonnen, war ganz Wien in banger Sorge, und angstvoll flüsterte Einer dem Andern in's Ohr: dies Mal wird der König sich nicht begnügen, uns eine Provinz fortzunehmen! Dies Mal wird er hierher kommen, und Wien belagern, wie es vor hundert Jahren die Türken gethan!

Und dieses Geflüster erhob sich bald zum lauten Angstschrei, das seine unheimlichen Klagetöne durch alle Gänge und Zimmer der Kaiserburg erschallen ließ. Die Reichen und Besitzenden begannen schon ihre Pretiosen einzupacken, und nach verborgenen Schlupfwinkeln zu suchen, wo sie ihr Geld vergraben könnten, und die Erzherzoginnen und die Damen des Kaiserhofes beschworen schon Maria Theresia mit

Thränen der Angst, sie solle Wien verlassen, und mit ihrem Hof und ihrer Familie nach Preßburg flüchten.*)

Aber Maria Theresia widerstand mit stolzem Muth diesem angstvollen Flehen ihrer Töchter und ihres Hofes. Ihr Auge, das jetzt fast immer von Thränen umdüstert war, blitzte einmal wieder auf in dem kühnen Jugendfeuer früherer Tage, und das Haupt stolz zurück werfend, sagte sie: „Ich bleib' in Wien, und wenn der König von Preußen wirklich hierher kommen sollt, so will ich sterben als Kaiserin mit der Kron' auf dem Haupt und nicht als eine landflüchtige Frau, die um Alles gern ihr bischen Leben retten möcht! Hab' just keine Freud' mehr am Leben, und liegt mir nichts dran, meine Tag' noch weiter zu schleppen, wenn sie meinen Kindern, meinem Land und meinem Volk nit mehr nutzen können. Schweigt also jetzt still, und red' mir Keiner mehr von Flucht, und wenn ich wein' und klag', so soll doch Niemand denken, daß die Maria Theresia jammert um ihr eigen Geschick, und zittert in feiger Furcht! Hab' nimmer in meinem Leben gezittert, und nimmer persönliche Furcht gehabt! Aber jetzt zittre ich, denn dieser Krieg bedroht nicht mich, sondern mein armes Volk; es ist nit mein Blut, das vergossen werden wird, sondern das meines Volkes! Deshalb wein' ich und bin traurig, und deshalb wollen wir jetzt auch hingehen und zu Gott flehen, daß er diesen Jammer von uns abwenden, daß er Erbarmen haben möge mit mir und meinem Volk! Kommt, meine Töchter und Ihr Alle, meine Damen, laßt uns zur Kapelle gehen und beten!"

Und zu beiden Seiten gelehnt auf den Arm der beiden Erzherzoginnen Christina und Elisabeth, schlug die Kaiserin den Weg nach der Kapelle ein. Hinter ihr her schlichen die Hofdamen und Kammerfrauen und der ganze Troß ihrer Dienerschaft mit niedergeschlagenen und gelangweilten Gesichtern, ganz entsetzt, schon wieder zu der Kapelle gehen zu müssen, welche man erst vor einigen Stunden verlassen hatte.

---

*) *Vergl. Dohm's Denkwürdigkeiten.* Th. I. S. 137.

Wann wird denn die Hauskapelle der Kaiserin vollendet sein? flüsterte eine der Hofdamen der andern in's Ohr. Wann werden wir endlich von dieser Marter erlöst werden, die Kaiserin vier bis fünfmal zur Kapelle begleiten zu müssen, um dort jedes Mal beinahe eine Stunde auf den Knieen zu liegen und zu beten?

Eine Stunde lang? flüsterte die Andere. Danken Sie Gott, daß Sie gestern so glücklich waren, Ihre Migraine zu haben, und Ihr Zimmer nicht verlassen konnten. Ich hatte die Ehre, die Kaiserin mit der Erzherzogin Elisabeth zur Kapelle zu begleiten, und wir verweilten da so lange, daß mir die Prinzessin versicherte, sie sei zuletzt ihrer Sinne kaum noch mächtig gewesen, und habe gar nicht mehr gewußt, was sie betete und antwortete. Und wie geht es der Erzherzogin Marianne heute? Wird sie nicht bald genesen sein, und unsere finstern Vergnügungen theilen können?

Glauben Sie mir, flüsterte die erste Hofdame, die Erzherzogin Marianne ist zu gescheidt, um bald zu genesen. Aber für den Moment ist sie wirklich noch leidend; das Geschwür auf der Wange hat sich geöffnet, und sich in eine große, tiefe Wunde verwandelt. Aber sie erträgt Alles mit vieler Fassung und Heiterkeit. Gestern empfing sie den englischen Gesandten, der kam, ihr eine Condolenz-Visite zu machen, und ihr in sehr beredten Worten sein Beileid ausdrückte, aber die Erzherzogin lachte. „Glauben Sie mir, sagte sie, für eine Erzherzogin, die vierzig Jahre alt ist, und nicht verheirathet, ist ein Loch in der Wange ein Amusement; denn kein Ereigniß, welches die Langeweile und die Gleichförmigkeit meines Lebens unterbricht, kann ein Mißgeschick genannt werden!"*)

Die beiden Damen lachten leise, aber als in diesem Moment die Kaiserin still stand und langsam ihr Haupt umwandte, verschwand sofort der frohe Ausdruck aus ihren Gesichtern, und eine frömmelnde Miene annehmend, falteten sie ihre Hände.

Waren Sie es, meine Damen, welche es wagten, die heilige Stille

---

*) Der Erzherzogin eigene Worte. Siehe: The Courts of Europe at *the Close of the* last Century. By Henry Swinburne. Vol. I. p. 342.

durch Geflüster und Gespräch zu unterbrechen? fragte Maria Theresia strenge.

Ja, Majestät, wir waren es, sagte die erste Hofdame. Wir bereiteten unsere Seelen durch gemeinschaftliches Gebet vor zu der heiligen Messe, und wiederholten uns die Gebete des Trostes und der göttlichen Barmherzigkeit.

Die Kaiserin nickte lebhaft mit dem Haupt. Weiß es wohl, daß Sie ein gar frommes und tugendhaftes Fräulein ist, sagte sie, und es freut mich absonderlich, daß Sie auch die Comtesse Julie auf einen bessern Weg gebracht hat, denn die pflegt sonst allzeit nit viel zu beten, und es ist mir lieb, daß sie jetzt sich geändert und erkannt hat, daß das Gebet und die Andacht allein im Stande sind, uns den Weg der Tugend wandeln zu lassen, und uns ohne Anfechtung zu erhalten auf der Bahn des Heils. Werd' Sie Beid' nit vergessen und schon dafür sorgen, daß Sie eine gute und standesgemäße Partie machen! Da ist der Baron von Palmöden, welcher eine Frau bedarf, und der Graf —

Aber die Kaiserin, welche über ihrem Lieblingsthema der Heirathen sogar einen Augenblick ihren Kummer und den Zweck ihrer Wanderung vergessen hatte, unterbrach sich jetzt selbst und sagte mit ernstem Ton: Gehen wir zur Kapelle, meine Damen!

Länger als drei Stunden verweilte die Kaiserin dies Mal in der Kapelle, und während die Mehrzahl ihrer Damen, überwältigt von Ermattung und Langeweile, eingeschlafen waren, oder sich wach zu halten suchten, indem sie leise mit einander plauderten, lag die Kaiserin noch immer auf ihren Knieen, und betete mit aller Inbrunst einer gläubigen Seele. Während sie betete, entstürzten Ströme von Thränen ihren Augen, und das laute Schluchzen, das krampfhaft aus ihrer Brust hervorquoll, unterbrach zuweilen die flehenden Worte, welche ihre zitternden Lippen stammelten.

Aber allmälig legte sich dieser Sturm ihrer leidenschaftlichen Traurigkeit, allmälig stockten ihre Thränen, und ihre Züge nahmen einen ruhigen, nachdenklicheren Ausdruck an; die Arme, welche sie bisher flehend empor gehoben zum Himmel, sanken herab in ihren Schooß, und die Lippen bewegten sich zu langsameren friedlicheren Gebeten.

Als die Kaiserin alsdann endlich von ihren Knieen sich erhob, hatte ihr Antlitz einen ernsten, entschlossenen Ausdruck, aber nichts von der trostlosen Traurigkeit und der tiefen Verzweiflung der verflossenen Stunden war mehr in demselben zu lesen. Sie schien einen entscheidenden Entschluß gefaßt zu haben, oder resignirt zu sein über ihr Geschick. Mit raschern Schritten, kaum noch gestützt auf die Arme ihrer Töchter, durchwandelte sie die Corridore, tief in Gedanken verloren, das leuchtende Auge in die Ferne und Weite gerichtet. Erst als sie vor der Thür ihrer innern Gemächer angelangt waren, wandte Maria Theresia sich an ihre Lieblingstochter, die Erzherzogin Christina.

Gelt, Christina, sagte sie mit einem Blick voll unendlicher Zärtlichkeit, hast viel geweint die letzten Wochen her? Bist trostlos und verzagt gewesen in Deinem armen Herzen?

Und kann das wohl anders sein, meine gnädigste Mutter? fragte Christine mit schnell hervorbrechenden Thränen. Hat nicht mein grausamer und ländergieriger Bruder meinen geliebten Gemahl gezwungen, ihn in diesen schlimmen und gefährlichen Krieg, den der Joseph wider göttliches und menschliches Recht begonnen, zu begleiten? Oh, meine Mutter, wollen Sie doch gnädigst bedenken, daß, wenn Ew. Majestät nicht ein Machtwort sprechen, und den Kaiser zwingen, Frieden zu machen, mein armer, theurer Gemahl vielleicht genöthigt ist, als Feind in Sachsen, in sein Vaterland einzubrechen, und zu kämpfen gegen die Söhne seines eigenen Landes.

Und indem die Erzherzogin sich auf ihre Kniee niederwarf, und ihre gefalteten Hände flehend zu der Kaiserin erhob, fuhr sie fort: oh meine Mutter und meine Kaiserin! Haben Sie Erbarmen mit dem Schmerz Ihrer unglücklichen Tochter! Ihre Güte und Liebe ist es, welche mir den Gemahl geschenkt hat, den ich grenzenlos liebe, schenken Sie mir ihn jetzt zum zweiten Mal, indem Sie diesem Krieg Einhalt thun, der ganz Deutschland mit Verderben bedroht, und meinen Gemahl zu einem Verräther an seinem eigenen Vaterlande, oder zu einem meineidigen Soldaten machen wird, der die Fahne verlassen *muß, welcher* er Treue geschworen! Haben Sie Erbarmen mit Ihren *Kindern und Ihrem* Lande, enden Sie diesen ungerechten Krieg, zwingen

Sie den habgierigen Kaiser, die ungerechte Beute fahren zu lassen, und sich dem Willen Ew. Majestät unterzuordnen, wie es einem gehorsamen Sohn geziemt!

Die Kaiserin neigte sich mit einem sanften Lächeln zu ihrer Tochter nieder, und hob sie auf. Weine nicht mehr, meine Tochter, sagte sie, zärtlich ihre beiden Hände auf die Wangen Christinens legend. Es soll, so Gott will, noch Alles gut werden. Hab' heute mit aller Kraft meines Herzens zu Gott gefleht, daß er meine Seele erleuchte und mir sage, was ich thun und lassen soll. Und mein' auch, daß ich seine Antwort vernommen hab', und daß es Seine Stimme gewesen, welche meinem Herzen Rath und Trost zugeflüstert. Was diese Stimme gesagt hat, das will ich thun, und wenn es uns zu einem glücklichen Ziele führt, so ist das alsdann Gottes Werk! Sei also ohne Furcht für Deinen schönen Gemahl, meine Tochter, Gott wird Alles zum Guten lenken! Aber laß auch in Deinem armen geängsteten Herzen keinen Groll aufkommen gegen Deinen Bruder Joseph! Er ist nit so schlimm und so störrisch, als Du sagst, sondern ist uns allzeit ein guter und gehorsamer Sohn gewesen, zweifle auch nicht, daß er es ferner sein wird! Geht jetzt, meine Töchter, überlaßt alle Eure Sorge Gott allein, er wird's schon machen.

Sie küßte Christine zärtlich auf die hohe, weiße Stirn, nickte der Erzherzogin Elisabeth einen freundlichen Abschiedsgruß zu und trat in ihr Cabinet zurück.

Als die Thür desselben sich hinter ihr geschlossen hatte, und sie allein und unbeobachtet war, durcheilte die Kaiserin mit raschen Schritten das Gemach und trat zu dem Bilde ihres Gemahls hin. Lange schaute sie es an mit großen, starren Augen, und grüßte es mit einem sanften Neigen ihres Hauptes.

Hab' zu Gott gebetet, sagte sie leise, und jetzt bet' ich noch zu Dir, mein Franzel! Wenn das, was ich thun will, nit recht und gut ist, so sag mir's, mein Franzel, so flüstere mit Deiner lieben Engelsstimme ein einzig Nein, und ich werd's lassen, und meine Händ' in den Schooß legen, und Alles geschehen lassen. Oh mein Franzel, wenn ich schier verzagen wollt' und mich so einsam fühle

und allein, da hab' ich oft in meinem Herzen Deine liebe Stimme gehört, und es ist mir gewesen, als ob ich auf meinen Lippen den sanften Hauch Deines Kusses fühlte, und als ob Du in mein Ohr flüstertest: „hebe Dein Haupt empor, meine Theresia, und geh' muthig weiter auf Deiner Bahn! Gott ist mit Dir, und das Auge Deines Franzel wacht über Dir!" — Oh sprich, sprich, mein Geliebter, gieb mir ein Zeichen, wenn ich das lassen soll, was ich vorhab'! —

Sie verstummte, und schaute mit gefalteten Händen und sehnsuchtsvollen Blicken zu dem Bilde des Kaisers empor. Eine lange Pause trat ein, nichts regte sich, kein Laut unterbrach die tiefe Stille in dem Gemach der Kaiserin.

Schaust mich immer noch an so mild und zärtlich, wie Du es sonst gethan, sagte sie endlich, und ein wunderbares Lächeln flog jetzt über Maria Theresia's Antlitz hin. Schüttelst nit Dein Haupt und räthst mir ab, flüsterst kein Nein in meinem Herzen? Will's denn glauben, daß Du mit mir zufrieden bist, und daß das, was ich thun will, das Rechte ist! So soll's denn auch rasch und eifrig gethan sein, und Deine Maria Theresia wird es noch einmal wieder beweisen, daß sie die regierende Kaiserin ist!

Sie nickte dem Bilde einen Abschiedsgruß zu und trat dann von demselben zurück. Eine feste Entschlossenheit, eine feurige Thatkraft leuchtete jetzt aus ihrem Angesicht, alle ihre Bewegungen hatten jetzt wieder die stolze, hoheitsvolle Energie früherer Tage.

Mit entschlossener Hand griff sie nach der silbernen Klingel, die auf ihrem Schreibtische stand, und schellte heftig. Sofort zeigte sich an der geöffneten Thür des Vorsaals das demüthige, fragende Gesicht des Kammerhusaren.

Mein Geheimsekretair Koch soll sogleich zu mir kommen, befahl die Kaiserin hastig. Auch soll man sofort meinen Wagen nach dem Baron Thugut senden. Ich lasse den Baron bitten, sofort zu mir zu kommen.

Das Gesicht des Kammerhusaren verschwand und wenige Minuten nachher trat der Geheimsekretair Koch, der vertraute und treue Diener ..r Kaiserin, in das Cabinet der Kaiserin ein. —

Eine halbe Stunde später rollte der Wagen der Kaiserin wieder in den Hof der Burg ein, der Kammerhusar trat in das Cabinet, und meldete den Baron von Thugut.

Die Kaiserin winkte hastig mit der Hand, ihn einzulassen, und auf der Schwelle ihres Arbeitszimmers erschien jetzt die kleine, gedrungene Gestalt des Grafen Thugut.

Maria Theresia ging ihm mit ungewohnter Lebhaftigkeit einige Schritte entgegen, ihre Wangen glühten vor innerer Erregung, und ein kühnes Feuer blitzte aus ihren Augen.

Hör Er, und antwort' Er mir auf das, was ich Ihn fragen will, sagte die Kaiserin rasch. Aber eh' Er's thut, bedenk Er wohl, daß Gott Seine Antwort hört, und daß er Ihn strafen wird, wenn Er eine Lüge spricht.

Ein seltsames, spöttisches Lächeln flog durch die harten eisernen Züge des Barons Thugut hin, und mit dem Tone leisen Spottes erwiderte er: Ew. Majestät wissen wohl, ich bin so lange im Reich der Ungläubigen gewesen, daß ich in gewissem Sinne selber ein Ungläubiger geworden bin! Ich glaube daher nicht ganz fest, daß Gott meine Antwort hören wird, aber ich weiß, daß Ew. Majestät sie hören wird, und das genügt! Ich werde also, das schwöre ich Ew. Majestät, aus wahrer und offener Ueberzeugung auf die Frage antworten, welche Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir vorzulegen!

Nun denn, was denkt Er von diesem Krieg um die baierische Erbfolge? Meint Er, daß es ein gerechter Krieg ist, und daß wir in demselben auch den Sieg erlangen werden?

Der Baron blickte die Kaiserin erstaunt an, und ließ dann seine kleinen dunklen Augen hinüber gleiten zu dem Tisch, an welchem der Geheimsekretair Koch saß, und eifrig mit Schreiben beschäftigt war.

Red' Er, ohne Scheu, sagte die Kaiserin, welche diesen Blick Thugut's verstanden hatte. Der Koch ist ein treuer und verschwiegener Diener, und er kennt das Geheimniß, welches ich jetzt vorhabe. Sprech' Er also nur frei heraus! Was hält Er von diesem Krieg? Meint Er, daß wir im Recht sind, wenn wir Baiern nehmen?

Im Recht, Majestät? fragte Thugut mit seiner scharfen, schnei-

denden Stimme. Nur Der ist im Recht, der den Erfolg für sich hat, denn nur der Erfolg allein entscheidet. Der Herr von Schröter hat in einer gar gründlichen und gelehrten Schrift und mit vielen Actenstücken bewiesen, daß Oesterreich der natürliche und berechtigte Erbe Baierns ist; Kaiser Joseph und mein erhabener Protecor, der Fürst Kaunitz, haben den Deductionen des Herrn von Schröter Glauben geschenkt, und wollen, was der auf dem Papier bewiesen, jetzt auch durch die Praxis beweisen. Der König von Preußen hat natürlich Schröter's herrliches Werk nicht gelesen, denn er lies't keine deutschen Schriften, und haßt die deutsche Sprache, obwohl er jetzt für die sogenannte deutsche Freiheit ins Feld gerückt ist, und mit seinem Schwert einen Strich durch Herrn von Schröters Rechtfertigung Oesterreichs ziehen will. Alles kommt darauf an, wer von beiden Parteien nun siegen wird, denn der Siegende hat immer Recht. Wenn wir das Glück haben, den König von Preußen zu besiegen, und Baiern zu behalten, dann haben wir Recht gehabt, es zu nehmen, und Deutschland wird es zufrieden sein, denn Deutschland ist immer zufrieden mit dem fait accomplis. Wenn aber unglücklicher Weise der König von Preußen uns besiegen und aus Baiern zurückdrängen wird, dann haben wir Unrecht gehabt, diesen Streit anzufangen, und durch ganz Deutschland, durch ganz Europa wird man Zeter schreien über Oesterreich's Habgier und Ungerechtigkeit!

Will mich der Möglichkeit solcher Gefahr nicht aussetzen, sagte die Kaiserin rasch. Will's nicht erleben, daß man uns anklagt der Habgier und des ungerechten Guts, sondern will Frieden haben mit Gott, meinem Gewissen und der ganzen Welt! Dazu soll Er mir behülflich sein!

Ein leises boshaftes Lächeln flog über Thugut's Antlitz hin. Ich zweifle, Ew. Majestät, sagte er, daß ich Gott und dem Gewissen gegenüber ein annehmbarer Vermittler bin, aber mit der Welt nehm ich's wohl auf, und wenn mich Ew. Majestät der gegenüber gebrauchen können, so habe ich die Ehre, Ew. Majestät meiner eifrigsten Dienstbeflissenheit zu versichern.

Er soll mir jetzt beweisen, sagte die Kaiserin, daß ich damals

wohl Recht hatte, als ich Ihn im Knabenseminar traf, und um Seines schmucken Aussehens willen, und wegen Seiner guten Censur, Ihm seinen schlimmen Namen „Thunichgut“ in den bessern „Thugut“ verwandelte. Hoff' jetzt, daß Er meinem Namen Ehre machen, und pünktlich und gut thun wird, was ich ihm auftragen werd'! Will Ihn zu König Friedrich von Preußen als Unterhändler schicken.

Selbst der Baron Thugut, der Mann, welcher sonst sich zu rühmen pflegte, daß es nichts auf der Welt mehr gäbe, was ihn in Erstaunen zu setzen vermöchte, selbst Thugut konnte einen leisen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Zu dem König von Preußen wollen mich Ew. Majestät senden? fragte er hastig.

Die Kaiserin nickte bejahend.

In diesem Augenblick ward die Thür des Vorzimmers geöffnet und der Kammerhusar brachte auf einem goldenen Teller zwei Briefe.

Die Antwort Sr. Durchlaucht des Fürsten Gallitzin, sagte er, indem er der Kaiserin die Briefe präsentirte.

Maria Theresia nahm sie hastig, und indem sie das eine nicht versiegelte Papier auseinander schlug, rief sie: jetzt haben wir Alles, was wir bedürfen, und Er kann und muß jetzt auf der Stelle abreisen. Da ist ein Paß für Ihn, als den Geheimsekretär des russischen Gesandten Fürsten Gallitzin; da ist ferner ein Brief von Gallitzin an den König, und Er ist der Ueberbringer dieses Briefes. Das ist der Vorwand, unter welchem Er zu dem König von Preußen geht!

Und die eigentliche Absicht dieser Reise? fragte Thugut.

Die wird Er wissen, sobald er den Brief kennt, den Ich selber an den König geschrieben, und dessen Ueberbringer Er sein soll. Lese Er dem Herrn Baron jetzt sogleich mein Schreiben an den König vor, Koch!

Der Geheimsekretär erhob sich sofort und las: „Mein Herr Bruder und Vetter! Durch die Abberufung des Baron von Riedesel und durch das Einmarschiren der Truppen Eurer Majestät in Böhmen sehe ich mit äußerster Empfindlichkeit das Herannahen eines neuen Krieges. Mein Alter und meine Wünsche für die Erhaltung des Friedens sind aller Welt bekannt, und ich kann davon keinen reelleren

Beweis geben, als durch den Schritt, den ich jetzt vorhabe. Mein mütterliches Herz ist geängstigt von dem Gedanken, zwei Söhne und einen geliebten Schwiegersohn bei der Armee zu haben. Ich thue diesen Schritt, ohne den Kaiser, meinen Sohn, davon in Kenntniß gesetzt zu haben, und welches auch der Erfolg desselben sein wird, so fordere ich doch, daß er vor aller Welt ein Geheimniß bleibe! Meine Wünsche gehen dahin, die Negotiationen wieder anzuknüpfen, welche der Kaiser bis jetzt dirigirt, und die er zu meinem lebhaftesten Bedauern wieder abgebrochen hat. Der Baron Thugut wird Ew. Majestät dieses Schreiben zu eigenen Händen übergeben; ich habe ihn mit den nöthigen Instructionen und Vollmachten versehen. Indem ich sehnlichst wünsche, daß Ew. Majestät meine Wünsche unserer Würde und Zufriedenheit gemäß erfüllen könnten, bitte ich Sie mit denselben Gefühlen dem lebhaften Verlangen zu entsprechen, welches ich hege, unser gutes Einvernehmen für immer wieder herzustellen zum Wohl der Menschheit und auch unserer Familien, und verbleibe Eurer Majestät wohlgeneigte Schwester und Cousine Maria Theresia." *)

Jetzt begreift Er, nicht wahr, was ich von Ihm will? fragte die Kaiserin.

Ew. Majestät wollen, daß ich den Frieden zu Stande bringe, sagte Thugut. Aber welche Art von Frieden? Bedingungsweisen Frieden, oder Frieden um jeden Preis?

Ein zorniger Blitz ihrer glühenden Augen traf das Antlitz des verwegenen Fragers. Ist Oesterreich in der Lage, daß es den Frieden um jeden Preis annehmen muß? fragte sie stolz.

Nein, Majestät, es ist in der Lage, daß es sogar den Krieg um jeden Preis annehmen kann, und wie mir scheint, hat sich der Kaiser einen ziemlich hohen Preis gestellt. Das schöne Baiern ist es wohl werth, einen Krieg für dasselbe zu wagen! Aber, erlauben mir Ew. Majestät noch Eine Frage: was wird der Kaiser, was werden Lacy und Laudon mit der Armee thun, während wir unterhandeln?

---

*) Das Original dieses Briefes, der in französischer Sprache geschrieben ist, befindet sich in Groß-Hoffinger: Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph's II. Th. IV. S. 39.

Sie werden warten, sagte die Kaiserin hastig. Hab' an meinen Sohn, den Herzog von Toscana, geschrieben, der soll zum Kaiser in's Lager reisen und sein Gemüth besänftigen, denn er wird zuerst gar zornig werden, wenn er erfährt, was wir gethan haben. Bin aber immer noch die regierende Kaiserin, und bin Gott allein verantwortlich für meine Thaten! Werd' also dem Kaiser und meinen Feldmarschällen und Generalen befehlen, alle feindlichen Attaquen zu vermeiden und keinen Angriff zu machen. Erst wenn, was ich nit fürchten mag, die Unterhandlungen sich wieder zerschlügen, erst dann müssen wir den Krieg mit Ernst und Nachdruck führen. Dann ist für den Kaiser die Zeit gekommen zu handeln, und für mich zu beten! Aber wir wollen zuerst für unsere kranken Zustände die heilsame Arznei der Friedensunterhandlungen versuchen, und erst wenn die nit anschlagen, ist's Zeit, mit einer blutigen Operation die Heilung zu wagen.

Ew. Majestät haben Recht, sagte Thugut mit einem grausamen Lächeln, was Arzeneien nimmer heilen, das heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, hilft das Feuer *). Sind die Bedingungen, welche ich im Namen Ew. Majestät dem König von Preußen zu machen habe, lindernde Arzenei, Eisen oder Feuer?

Sie sind Balsam, wie ich hoffe, rief die Kaiserin, und ich denk' damit die Wunden zu heilen, welche der unselige Krieg schon jetzt meinem Lande geschlagen hat. Hab' dem Koch meine Propositionen dictirt, und Er kann sie jetzt mit mir durchgehen. Dann aber eil' Er sich abzureisen, denn mich verlangt sehr eine baldige Antwort vom König von Preußen zu erhalten, und der Welt den Frieden zu sichern.

---

*) Thugut's eigene Benutzung des alten ärztlichen Spruches. Siehe Hormayr: Beiträge zur Vaterländischen Geschichte.

V.

Der Bruderzwist.

Alle Vorbereitungen waren beendet, alle Ordres und Parolen ausgetheilt. Noch einmal war der Kaiser im Laufe des Tages in Begleitung Lacy's und seines Generalstabes durch das Lager geritten, um Alles selbst zu prüfen, und selbst in Augenschein zu nehmen. Ueberall hatte der Kaiser die Truppen in gutem Zustand gefunden, überall hatten sie ihm freudig entgegen gejauchzt, und überall hatten ihm die Officiere versichert, daß die Soldaten glühten vor Kampfbegier und sich danach sehnten, der preußischen Armee entgegen zu ziehen um eine entscheidende Schlacht zu wagen.

Und dieser Wunsch der Soldaten sollte endlich in Erfüllung gehen! Sechs Monate waren vergangen mit Unterhandlungen, mit kleinen Scharmützeln und einem unnützen Federkrieg. Die deutschen Gelehrten hatten sich die Hände wund geschrieben über das Recht oder Unrecht Oesterreichs, die Höfe und Cabinette aller europäischen Staaten hatten ihre Diplomaten in Bewegung gesetzt, um mit den Künsten der Diplomatie die Zwistigkeiten der beiden größten Staaten Deutschlands zu schlichten. Aber diese Künste sowohl als die Gelehrsamkeit der Juristen war dies Mal zu Schanden geworden, und hatte nicht ein Haarbreit an der Sachlage des Streits geändert. Oesterreich behauptete nach wie vor im Recht zu sein, indem es Baiern als Erbschaft sich zu eigen machte, und Preußen, das sich zum Ritter und Retter des bedrohten Baierns aufgeworfen, erklärte nach wie vor, es werde es nicht dulden, daß Oesterreich der deutschen Reichsverfassung und allem göttlichen und menschlichen Recht zum Hohn sich ein deutsches Land mit Gewalt zueigne, für dessen Besitz natürliche und berechtigte Erben vorhanden seien.

Aber jetzt sollte dieser Zwist endlich sich zu einem offenen und ehrlichen Schwerterkampf erheben, endlich sollte es vorbei sein mit der

Zauderpolitik und der Unschlüssigkeit. Der König von Preußen hatte die Entscheidung herbeigeführt, er hatte die Grenzen Oesterreich's überschritten, und dieses hatte jetzt wohl das Recht und die Pflicht, diese ihm angethane Beleidigung zu rächen und den Feind aus seinem Lande zu vertreiben.

Endlich also sollte es jetzt zur Schlacht kommen! Selbst Lacy's abmahnende Stimme war verstummt, und er wagte es nicht mehr dem Kaiser von weiser Zurückhaltung und klugem Zaudern zu predigen. Er las in den flammenden Augen und dem freudigen, stolzen Lächeln des Kaisers, daß alle Abmahnungen der Weisheit jetzt vergeblich sein, oder daß sie nur zur Folge haben würden, den ungestümen Sinn des Kaisers zu reizen, und ihn zu voreiligen Thaten und zu allzuraschem Handeln zu verleiten. Mit kühnem Geist und tiefer Sachkenntniß hatte der Kaiser selbst den Schlachtplan entworfen, und seine Generäle hatten ihn gutgeheißen!

Drüben am andern Ufer der Elbe stand der König von Preußen mit seinem Heer bei Lauterwasser, wohin er es von Nachod vorgeschoben, vergeblich nach einem Uebergangspunkt über die Elbe spähend, und überall der Gefahr ausgesetzt, bei solchem Uebergang von der österreichischen Armee, die jenseits hinter Redouten und hinter dem Wall stand, den die Natur ihr in dem steilen Elbufer aufgeworfen, überfallen, und mit einer Niederlage zurückgeworfen zu werden.

Was der König von Preußen daher nicht wagen durfte, das wollte der Kaiser jetzt unternehmen! Er wollte mit seiner Armee über die Elbe gehen, alsdann dem König entgegenziehen und ihn zu einer Schlacht zwingen. Sobald also die Nacht angebrochen war, sollten die Colonnen sich in Bewegung setzen, um weiter abwärts an einer seichten und bequemen Stelle die Elbe zu durchwaten, und dann am jenseitigen Ufer im Geschwindmarsch so weit vorzurücken; daß wenn der Tag anbrach, die Armee den Preußen schlagfertig gegenüber stand.

Der Kaiser hatte also, wie gesagt, noch einmal mit seinen Generälen einen Ritt durch das Lager gemacht, um zu sehen, ob alle seine Befehle und Anordnungen pünktlich ausgeführt worden. Ueberall hatte er die prompteste Ordnung und Kriegsbereitschaft gefunden, überall

hatten ihm die Truppen entgegen gejubelt, und ihm mit lautem Zuruf dafür gedankt, daß er sie endlich zur Schlacht führen wollte.

Wir werden siegen, ich fühl's, wir werden siegen, sagte der Kaiser zu Lacy, als er sich wieder mit ihm in seinem Cabinet befand. Eine unaussprechliche Freudigkeit ist in mir, wie ich mir denke, daß man sie nur nach einer gewonnenen Schlacht oder vor seinem Tode empfinden kann!

Vor seinem Tode? fragte Lacy erstaunt. Ew. Majestät meinen, daß man seinem Tode mit Freudigkeit entgegen geht?

Und warum sollte man das nicht? rief der Kaiser mit einem schönen Lächeln. Wenn man stirbt, hat man da nicht die größte und blutigste Schlacht gewonnen, hat man da nicht das Leben überwunden und besiegt? Muß man da also nicht voll Freudigkeit sein, und in jauchzender Siegerlust?

Solche Worte klingen traurig aus dem Munde Ew. Majestät, sagte Lacy seufzend. Ihnen muß das Leben noch in allem Glanz einer strahlenden Hoffnung entgegen leuchten, und nur ein Greis, der viel gelitten hat in einem langen und entblätterten Leben, nur der kann einen so düsteren Ausspruch über das Leben thun.

Ich habe auch viel gelitten, Lacy, sagte der Kaiser, indem er seine Hand sanft auf des Grafen Schulter legte, und ihn freundlich anschaute. Ich bin noch jung, meinen Sie, aber glauben Sie mir nur, ich habe mehr gelitten in meinen jungen Jahren, als ein Greis im Lauf eines langen Lebens, und alle meine persönlichen Wünsche und Träume von Glück sind schon entblättert. — Aber alles dies ist jetzt vergessen, der morgende Tag wird Alles ausgleichen! Ich werfe meine Vergangenheit zu den Todten, und beginne ein neues Dasein, und trete ein in eine neue Welt. Oh mein Freund, begreifen Sie denn mein Glück? Ich soll nicht mehr dazu verdammt sein, ein müßiger Zuschauer zu sein, und zu zehren von den Titeln und Würden, welche der Zufall mir in meine Wiege gelegt? Ich soll es endlich versuchen dürfen, mir selber ein wenig Ruhm zu erwerben, und zu beweisen, daß ich es wohl werth bin, von einem Lacy und einem Laudon Freund genannt zu werden. Jetzt bin ich nicht mehr bloß der Mitregent,

jetzt bin ich der Soldat, und will's Gott, werde ich mir morgen einen Lorbeer erobern, den ich als herrlichsten Schmuck um meine durchlöcherte Krone legen will. Oh wie lange habe ich einem solchen Tage entgegen geseufzt, und wie habe ich dem Schicksal gegrollt, daß es mir denselben nicht schenken wollte! Wie vieler Jahre hat es bedurft, um mich jenen fürchterlichen Tag vergessen zu lassen, wo die Kaiserin die mir schon gewährte Erlaubniß zurücknahm, und mich nöthigte, daheim zu bleiben, statt in's Feld zu rücken gegen König Friedrich von Preußen, der uns Schlesien nahm. Damals empfing mein Herz einen Stoß, von dem es sich nie wieder ganz erholt hat, und der mich jedes Mal geschmerzt hat, wenn ich der Kaiserin, meiner Mutter, zur Seite stand. Aber heute ist diese alte Wunde verharscht, und das Bewußtsein, einer neuen schönen Zukunft entgegen zu gehen, erfüllt mich jetzt mit einer unendlichen Wonne und Genugthuung. Jetzt möchte ich meiner Kaiserin alle die Vorwürfe und den Groll, den ich früher heimlich in meinem Herzen gehegt, vergeben, und selbst den Jesuiten und Priestern, die damals Schuld daran waren, daß ich nicht zur Armee durfte, selbst Denen könnt' ich heute ein freundlich Gesicht machen! Heute liebe ich die ganze Welt und —

Der Kaiser unterbrach sich, und schaute starren Blickes hinüber nach der Thür, welche sich eben geöffnet hatte, und auf deren Schwelle jetzt ein junger Mann erschien, dessen Antlitz, obwohl ihm die glänzenden Augen des Kaisers fehlten, doch eine große Familienähnlichkeit mit dem Josephs zeigte.

Der Großherzog von Toscana! rief Feldmarschall Lacy erstaunt.

Mein Bruder Leopold! sagte Joseph mit leiser, zitternder Stimme, aber ohne dem Großherzog entgegen zu gehen, ohne ihm die Hand zur Begrüßung darzureichen.

Das bleiche, kränkliche Antlitz des Großherzogs verfinsterte sich, und das Lächeln verschwand von seinen blassen schmalen Lippen.

Ew. Majestät laden mich nicht ein, näher zu treten? Sie heißen mich nicht willkommen? fragte er düster.

Der Kaiser hielt noch immer seine großen flammenden Augen starr und unverwandt auf ihn gerichtet, und vor seinen scharfen, forschenden Blicken schlug Leopold jetzt die Augen nieder.

Mein Bruder, rief Joseph heftig, Sie sind hierher gekommen, um mir eine schlimme Botschaft zu bringen!

Ich bin gekommen, um Ew. Majestät zu begrüßen, und einige Stunden des Zusammenseins mit Ihnen zu genießen, sagte der Großherzog gelassen, indem er, ohne eine weitere Einladung seines Bruders abzuwarten, die Thür hinter sich schloß, und weiter in das Zimmer vorschritt.

Nein, nein, rief der Kaiser, das ist nicht wahr! Es ist nicht die bloße Sehnsucht, mich zu sehen, welche Sie veranlaßt hat, hierher zu kommen. Sie sind mir niemals ein so zärtlicher Bruder gewesen, daß ich das glauben dürfte! — Und indem er jetzt dem Großherzog hastig einige Schritte entgegen trat, fuhr er fort: Ich beschwöre Sie, mein Bruder, haben Sie Mitleid mit mir, sagen Sie mir, weshalb Sie kommen? Sie haben Aufträge und Briefe von der Kaiserin, nicht wahr?

Ich bin allerdings der Ueberbringer eines Briefes von unserer kaiserlichen Mutter, sagte Leopold sanft, auch geruhten Ihre Majestät, mir mehrere mündliche Aufträge an Ew. Majestät zu ertheilen, aber —

Nun, — aber? fragte Joseph, als sein Bruder stockte.

Aber ich muß wünschen und bitten, daß Ew. Majestät mir für dieselben eine geheime Audienz bewilligen wollen!

Wenn Ew. Majestät erlauben, werde ich mich zurückziehen, sagte Lacy, rasch auf die Thür zuschreitend.

Joseph nickte ihm stumm einen Abschiedsgruß zu und blickte ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm schloß. Dann wandte er seine Augen, in denen jetzt ein düsteres Feuer glühte, wieder auf das blasse, verlegene Angesicht seines Bruders hin.

Jetzt, mein Bruder, sind wir allein, sagte er athemlos, jetzt, — aber nein, sprechen Sie noch nicht! Gönnen Sie mir noch einen Moment der Sammlung! Mein Gott, es müssen sehr schlimme Aufträge sein, wenn die Kaiserin Sie sandte, um sie auszurichten! Still,

ich bitte, still, sagen Sie kein Wort! Lassen Sie mich erst Ruhe gewinnen!

Ich erwarte Ihre Befehle, reden zu dürfen! sagte Leopold, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Der Kaiser ging mit hastigen Schritten einige Mal auf und ab, seine Wangen waren bleich geworden, seine Lippen zitterten, und schwer und keuchend kam der Athem aus seiner Brust hervor.

Luft, Luft, murmelte er leise. Ich habe ein Gefühl, als sollte ich ersticken! — Er näherte sich dem Fenster und es öffnend athmete er in langen Zügen die kalte Winterluft ein, die sich wie kühlender Balsam auf seine brennend heiße Stirn legte.

Alsdann drückte er das Fenster wieder zu, und wandte sich an den Großherzog, welcher mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig neben der Thür an der Wand lehnte.

Jetzt, mein Bruder, sagte Joseph beklommen, jetzt bin ich bereit, zu hören. Haben Sie die Güte, zu sprechen.

Nun denn, Ew. Majestät, so bitte ich vor allen Dingen um Entschuldigung, wenn das, was ich zu sagen gezwungen bin, nicht den Beifall Eurer Majestät gewinnen sollte, bat Leopold mit sanfter einschmeichelnder Stimme.

Joseph warf einen raschen, forschenden Blick auf das verlegene Antlitz seines Bruders. Sie sind vollkommen entschuldigt, mein Bruder, sagte er fast verächtlich. Ihre Botschaft scheint Ihnen selber schwer genug zu werden. Führen wir die Dinge also rasch zu Ende! Geben Sie mir die Briefe der Kaiserin, und sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben!

Der Großherzog nahm einen dicken versiegelten Brief aus seiner Brusttasche hervor, und reichte ihn dem Kaiser.

Hier ist der Brief der Kaiserin, oder vielmehr die Briefe, welche sie Eurer Majestät zur Einsicht sendet! Aber um dieselben zu verstehen, müssen Sie erlauben, daß ich einige erläuternde Worte vorhergehen lasse. Die Kaiserin hat es vorgezogen, statt Ihnen selber ausführlich zu schreiben, mich zu beauftragen, Ihnen Alles das zu sagen, was sich schwer schreiben läßt.

Die Kaiserin hat Furcht gehabt, murmelte Joseph in sich hinein.

Ja, Furcht, eine ungerechte Handlung zu begehen, sagte Leopold mit leiser, frömmelnder Stimme, Furcht, Gott zu beleidigen, indem sie einen Krieg begönne, dem der Segen Gottes fehlte, Furcht, wider die Gebote Gottes zu sündigen, welche verbieten, seines Nachbars Hab' und Gut sich widerrechtlich anzueignen!

Oh, mein Bruder, jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst, rief Joseph höhnisch, ganz der Sohn und Diener der frommen Priester, deren schönes baierisches Nest ich bedrohte, und die darum Tod und Verderben gegen mich speien! Ich sehe es schon, wenn ich morgen das Unglück haben würde, in der Schlacht zu fallen, so werden Sie, mein Erbe und Nachfolger, sich beeilen, Frieden zu schließen, und dem König von Preußen, und der wahnwitzigen Amazone Herzogin Clemens und den armen Baiern ihren Willen zu thun, indem Sie unser Erbe fahren ließen, und das schönste Stück von Deutschland den Jesuiten und Pfaffen als Beute überließen. Oh, das würde Ihnen Heil und Ehre bringen bei den heiligen Schwarzröcken, die Ihnen ohne Zweifel dann ewigen Ablaß gewähren würden für alle Ihre großen und kleinen Sünden, von denen Ihre Gemahlin nichts wissen darf! Aber hoffen Sie nichts, ich werde den morgenden Tag überleben, ich werde dem König von Preußen eine Schlacht liefern, in der ich Sieger zu bleiben hoffe.

Sie wollen morgen eine Schlacht liefern? fragte Leopold.

Das denke ich zu thun, rief Joseph mit strahlenden Augen.

Dann war es die höchste Zeit, daß ich kam, sagte Leopold feierlich, die Gnade Gottes hatte meine Schritte noch zur rechten Zeit hierher geleitet, um den Gräueln des Krieges zuvor zu kommen! — Mein Bruder, die Kaiserin läßt Sie beschwören, nicht weiter zu gehen auf Ihrem Wege. Mit den Thränen und Gebeten einer zärtlichen Mutter fleht sie zu Ihnen, abzulassen von Ihrem Werke. Mit dem Ernst und der Macht einer regierenden Kaiserin befiehlt sie Ihnen, das Schwert in die Scheide zu stecken, und zu warten auf das Resultat der Unterhandlungen, welche die Kaiserin so eben mit dem König von Preußen begonnen hat.

Der Kaiser stieß einen wilden Schrei aus, und eine dunkle Gluth ergoß sich über sein Angesicht. Die Kaiserin hat Unterhandlungen angeknüpft? fragte er. Ohne mein Wissen, ohne meine Zustimmung?

Die Kaiserin bedarf keiner Zustimmung zu Dem, was sie unternimmt, sie allein ist die Selbstherrscherin; kraft ihres Willens und ihrer Macht hat sie die Unterhandlungen wieder aufgenommen, und hofft sie zu einem glücklichen Ende zu führen!

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Joseph glühend. So fürchterlich kann mich meine Mutter nicht demüthigen, so grausam kann sie mich nicht verhöhnen wollen, daß sie das Schwert, welches sie selbst in meine Hand gelegt, jetzt zu einer Ruthe machen will, mit welcher sie meine Ehre zu Tode geißelt. Nein, es ist nicht wahr, es ist eine elende, erbärmliche Priesterlüge, und ich glaube ihr nicht. Maria Theresia hat ein edles, großmüthiges Herz, eine starke, muthige Seele, sie wird nicht feige zurückbeben vor der Gefahr! Dieses Alles ist eine elende List der Pfaffen und Jesuiten, und Maria Theresia weiß nichts davon, nur mein frommer Bruder Leopold war es fähig, eine solche Botschaft von seinen Beichtvätern, den Herrn Jesuiten, zu übernehmen, die eine solche List erfunden haben. Aber dies Mal sind sie gescheitert mit Ihrer frommen Weisheit, mein Bruder, ich glaube Ihrem frommen Märchen nicht! Nehmen Sie hier Ihr Packet zurück! Es ist nicht die Handschrift der Kaiserin, welche die Adresse geschrieben hat!

Es ist die Handschrift ihres Geheimschreibers Koch!

Ich bin nicht verpflichtet, seine Handschrift zu respectiren, und habe jetzt keine Zeit, mich mit albernen Späßen zu belästigen. Warten wir damit bis übermorgen. Nach einer gewonnenen Schlacht ist man mild und versöhnlich gestimmt, und deshalb verspreche ich Ihnen, übermorgen herzlich zu lachen über diese Intrigue, welche Sie da mit Ihren frommen Pfaffen ausgeheckt haben, und dann auch dieses Packet zu entsiegeln und die Aechtheit oder die Unächtheit seines Inhalts zu prüfen! Aber heute nicht! Nehmen Sie Ihr Packet zurück, denn ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen, ich habe ernstere Dinge zu thun! Aber bleiben Sie bei uns; nicht als der Abgesandte der

Priester und Frommen, sondern als der Bruder des Kaisers, welcher morgen das Glück haben wird, seine erste Schlacht zu schlagen, und seine ersten Lorbeern zu gewinnen. Um dieser schönen Aussicht willen bin ich bereit, Alles zu vergessen, was Sie gesagt haben, und Sie nur anzusehen als meinen geliebten Bruder, der gekommen ist, Zeuge zu sein von den Heldenthaten der Armee und von dem wenn auch geringen Talent seines Bruders, Schlachten zu führen! Geben Sie mir Ihre Hand, Leopold, vergessen wir alles Andere, am Vorabend einer Schlacht wollen wir uns nur erinnern, daß wir Brüder sind, und daß wir uns lieben!

Aber Dies ist nicht der Vorabend einer Schlacht, rief Leopold heftig, die Kaiserin befiehlt Ihnen inne zu halten, und das Ende der Unterhandlungen abzuwarten!

Ich sagte Ihnen schon, daß ich diese Intrigue durchschaue, und an dieses Märchen nicht glaube!

Und ich brachte Ihnen diese Papiere, welche Sie überzeugen sollen, daß dieses Märchen Wahrheit ist! Sie wollen diese Papiere nicht lesen?

Nein, ich will es nicht!

Nun denn, so werde ich es thun, rief Leopold, indem er mit einer heftigen Bewegung das Couvert öffnete und die Papiere herausreißend eines derselben dem Kaiser darhielt.

Hier, lesen Sie! sagte er laut und hart. Die Kaiserin befiehlt es Ihnen durch meinen Mund, und als ein guter und gehorsamer Unterhan werden Sie gehorchen!

Ich werde Allem gehorchen, was die Kaiserin mir befiehlt, rief Joseph, nur muß ich gewiß sein, daß sie es wirklich ist, welche befiehlt. In diesem Falle aber zweifle ich nicht allein, sondern ich bin überzeugt, daß nicht meine Mutter, nicht die hochherzige Maria Theresia es war, welche Ihnen diese Aufträge gegeben.

Ueberzeugen Sie sich, sagte Leopold ruhig, ihm immer noch das Blatt darreichend. Es ist ein von der Kaiserin eigenhändig geschriebenes *Billet an Sie*, mein Bruder. Wenn Sie kein Rebell sind, werden *Sie es lesen!*

Joseph warf auf das bleiche, harte Antlitz seines Bruders einen angstvollen, flehenden Blick. Sie wollen also kein Erbarmen haben, mein Bruder? fragte er. Sie wollen meine Angst, meine Weigerung, meine Verzweiflung nicht verstehen? Hören Sie, Leopold, noch ist es Zeit, beweisen Sie mir ein einzig Mal, daß Sie mich lieben, oh nur dies Eine Mal. Bedenken Sie mein armes, freudenloses Leben, meine einsame Jugend, haben Sie Mitleid mit meinem armen oft gedemüthigten und enttäuschten Dasein, gönnen Sie mir endlich einen Tag des Triumphes, des selbstständigen Handelns, einen Tag des Ruhms und der Freude!

Und was verlangen Ew. Majestät von mir? Was soll ich thun? fragte der Großherzog.

Der Kaiser trat dicht an ihn heran, und ihm beide Hände auf die Schultern legend, schaute er ihn mit tiefen zärtlichen Blicken an. Die Majestät verlangt nichts von Dir, sagte er sanft, aber der Bruder bittet Dich, habe Mitleid mit ihm. Einmal in Deinem Leben zeige Dich ihm als Freund, einmal beweise Dich ihm hülfreich, es ist ein großer und feierlicher Moment, dem wir gegenüberstehen, bedenke das wohl! Die Pfaffen haben von unserer Jugend an zwischen uns gestanden, sie haben unsere Herzen einander entfremdet, sie haben Dich gelehrt, den armen Joseph zu hassen, den sie Dir als einen Gottesleugner und Religionsverspötter geschildert haben. Oh, ich weiß ja, alles Ueble, das ich erduldet, alles Unglück, das ich gelitten habe, ist mir immer von den Pfaffen gekommen, und ich rechne es zu meinem Unglück, daß sie mir auch das Herz meines Bruders entfremdet haben! Aber die göttliche Liebe, hoffe ich, ist doch stärker als der Priesterhaß; und kraft dieser göttlichen Liebe flehe ich Dich an, Leopold, öffne mir Dein Herz, gieb mir meinen Bruder wieder, gieb mir endlich die Liebe, welche unsere Feinde mir entzogen haben! Und dann, wenn Du mich liebst, wirst Du mir auch meine Bitte erfüllen wollen. Sieh, Leopold, es ist zu spät, ich kann nicht mehr zurück! Die Armee kennt bereits meinen Entschluß, und jauchzend hat sie erfahren, daß es morgen endlich zur Schlacht geht. Alle Vorbereitungen sind getroffen, alle *Ordres ertheilt.* Die Entscheidung ist vor der Thür, ich kann nicht

mehr zurück. Mit höhnendem Uebermuth ist der Feind in unser Land eingedrungen, derselbe Feind, der einst mit frecher Verspottung alles Völkerrechts und aller Verträge uns Schlesien genommen hat, und der sich jetzt geberdet, als wären es das Völkerrecht und die Verträge, welche er zu vertheidigen komme! Seine Anwesenheit in unserm Lande ist ein uns angethaner Hohn, eine Beschimpfung Oesterreichs, und ganz Europa schaut auf uns, und ist begierig zu sehen, wie Oesterreich diese Beschimpfung rächen wird. Wenn ich jetzt noch unthätig und feige bei Seite trete, wenn ich dem Feind den Rückzug aus der schwierigen Position gestatte, in welche er sich hinein gewagt, dann ist es auf ewig um meinen Ruf gethan, und alle Welt wird schreien, daß ich die gute Gelegenheit vorübergehen ließ, daß ich es nicht verstanden, den Krieg zu leiten, daß ich meine Armee in's Feld geführt, wie die Kinder ihre bleiernen Soldaten, um damit Krieg zu spielen, aber den blutigen Ernst feig vermeidend. Bedenke das Alles, mein Bruder, bedenke, daß es nicht bloß meine, sondern Oesterreichs Ehre ist, welche auf dem Spiel steht! Sieh, in Deiner Hand allein liegt es, sie zu bewahren. Rette mich, rette Oesterreich durch eine großmüthige Lüge! Kehre zurück zu der Kaiserin, sage, Du habest das Unglück gehabt, das Dir anvertraute Briefpacket zu verlieren, und Deinen mündlichen Aufträgen hätte ich keinen Glauben schenken wollen. Fordere also von der Kaiserin neue schriftliche Instructionen! Während der Zeit wird Alles gethan sein! Ich werde weiter gehen können auf der Bahn des Ruhms und der Ehre, ich werde den Feind über unsere Grenzen zurückdrängen, und Maria Theresia wird sich von den Ereignissen bestimmen lassen, die sie nicht mehr ändern kann! Laß uns also diese unseligen Papiere verbrennen, mein Bruder, Niemand außer uns hat sie gesehen, und Gott wird Dir wohl diese kleine Nothlüge verzeihen, mit der Du die Ehre und die Zukunft Deines Bruders errettest hast!

Gott würde es mir nicht verzeihen, wenn ich gegen mein Gewissen und gegen meine Pflicht handelte, und das fordern Ew. Majestät von *mir, sagte* Leopold, vollkommen ungerührt von dem leidenschaftlichen, *angstvollen* Flehen des Kaisers. Ich soll diese mir anvertrauten Pa-

piere vernichten und diese Ehrlosigkeit mit einer Lüge begleiten? Und diese Lüge soll Ihnen Zeit verschaffen, um diesen so ungerechten, so fluchwürdigen Krieg weiter zu führen! Nimmermehr! Im Namen Ihrer Kaiserin und Herrin, der Sie Gehorsam schuldig sind, gleich wie der Geringste ihrer Unterthanen, fordere ich Sie auf, diesen Brief der Kaiserin zu lesen und die darin enthaltenen Befehle zu erfüllen! Oh haben Sie doch Erbarmen mit Sich, mein Bruder, bedenken Sie daß es Ihr ewiges Heil ist, welches auf dem Spiel steht, bedenken Sie—

Still, unterbrach ihn Joseph mit lauter, gebieterischer Stimme. Antworten Sie mir auf meine Frage: wollen Sie meine Bitte erfüllen?

Nein, das will ich nicht! Die Kaiserin verlangt, daß dieser unselige Zwist friedlich beendigt werde, sie will alles Blutvergießen vermeiden, und Sie müssen ihr gehorchen!

Aber ich werde es nicht! rief Joseph mit flammenden Blicken, mit hoher Zornesröthe auf den Wangen. Ich bin der Mitregent der Kaiserin, und mir, als dem Mann und dem Soldaten, liegt es ob, die Ehre Oesterreichs zu wahren gegen alle ihre Feinde, und säßen diese Feinde auch auf Oesterreichs eigenem Thron! Ich werde diese Papiere nicht lesen, und ich werde thun, was Sie verweigerten. Niemand außer Ihnen, der Kaiserin und mir wissen bis jetzt von diesen Papieren und von den Befehlen der Kaiserin, ich werde also nur in Ihren und in den Augen der Kaiserin ein Rebell sein, aber Gott wird mir verzeihen, und die Welt wird sagen, daß ich Recht gethan, dem Feinde Oesterreichs mit dem Schwert entgegen zu treten. Sie wollten die Papiere nicht, wie ich Sie darum anflehete, behalten, Sie verlangten, daß ich sie an mich nehmen sollte, nun denn, so geben Sie sie mir und genügen Sie dem Befehl der Kaiserin!

Nein, sagte Leopold, welcher längst schon die Papiere wieder in seine Brusttasche geschoben hatte, nein, jetzt werde ich Ihnen dieselben nicht geben, denn ich weiß, daß Sie sie vernichten wollen.

Es ist nicht Ihre Sache, davor zurückzuschrecken; geben Sie die Papiere her!

Nein, ich werde es nicht thun!

Der Kaiser stieß einen dumpfen Schrei aus, und mit flammenden Blicken, mit zuckenden Lippen und hoch gehobenem Arm näherte er sich dem Großherzog.

Gieb her die Papiere, sagte er mit dumpfer Stimme.

Wie, Sie wollen mich schlagen? rief Leopold, entsetzt zurückweichend.

Gieb her die Papiere, oder ich schlage Dich zu Boden, wie man ein Thier niederschlägt, das uns beißen will, schrie der Kaiser, mit hoch erhobener, drohender Faust jetzt dicht vor Leopold stehend.

Schweigend, mit keuchendem Athem, mit todesbleichen Wangen standen sich einen Moment so die Brüder einander gegenüber, sich anstierend mit Blicken voll tödtlichen Hasses, voll zorniger Drohung.

Sag' noch einmal Nein, sagte Joseph mit leisem, unheimlichem Geflüster, wage es noch einmal, mir diese Papiere zu verweigern, und meine Hand trifft Dein feiges, heuchlerisches Gesicht und entehrt Dich auf ewig, denn ich werde Dir niemals Genugthuung geben!

Leopold antwortete nicht, unverwandt die starren Blicke voller Haß auf Joseph gerichtet, wich er zurück, immer weiter, und immer gefolgt von dem Kaiser, der in athemloser Spannung die Antwort seines Bruders erwartete.

Jetzt war Leopold dicht an der Thür, jetzt stand der Kaiser vor ihm mit hoch erhobener Hand, ihm drohend mit wilden Blicken, jetzt senkte sich seine Hand schon nieder, jetzt — mit einem raschen, wilden Ruck riß der Großherzog die Thür auf und stürzte in's Vorzimmer. Schnell, wie eine gereizte Tigerkatze, sprang er vorwärts, grade zu dem Feldmarschall Lacy hin, welcher, der Befehle des Kaisers gewärtig, im Vorzimmer geblieben war.

Auf der Schwelle der Thür stand der Kaiser, bleich, athemlos, mit wuthblitzenden Augen seinem Bruder folgend, die Hand noch immer drohend gegen ihn erhoben.

VI.

Die Unterwerfung.

Herr Feldmarschall Lacy, sagte Leopold athemlos, keuchend, ich stelle mich unter Ihren Schutz, unter den Schutz des Mannes, welchen die Kaiserin Maria Theresia zu ihrem Feldmarschall ernannt hat, und der Sie Treue und Gehorsam geschworen haben.

Und der ich Treue und Gehorsam bewahren werde bis zu ihrem letzten Athemzug! sagte Lacy ernst und feierlich.

Der Kaiser ächzte laut auf, und sein erhobener Arm sank schwer und matt an seiner Seite nieder.

Ein bleiches, grausames Lächeln flog über das Antlitz des Großherzogs hin. Er senkte rasch die Hand in seine Brusttasche, und die Papiere hervorziehend reichte er sie Lacy hin.

Nehmen Sie die Papiere, sagte Leopold. Die Kaiserin Maria Theresia hat mich ermächtigt, falls der Kaiser sie zu lesen verweigert, dieselben dem Feldmarschall Lacy zu übergeben und ihm im Namen der Kaiserin zu gebieten, daß er sofort in meiner Begleitung sich mit diesen Papieren zum Kaiser verfüge und ihm dieselben vorlese. Kommen Sie also, Excellenz, lesen Sie dem Kaiser diese Papiere vor!

Lacy verneigte sich, und ohne ein Wort zu sagen, schritt er an der Seite des Großherzogs der Thür zu.

Der Kaiser trat zurück in das Zimmer, und auf einen Sessel niedertaumelnd, verhüllte er sich mit beiden Händen das Gesicht.

Nichts unterbrach jetzt die Stille, als die dröhnenden Schritte des Großherzogs und Lacy's, welche eben eintraten und die Thür hinter sich schlossen.

Eine lange Pause trat ein. Der Großherzog hatte sich in die Fensternische gestellt, und die Arme über der Brust gekreuzt, schien er mit vollkommen wiederhergestellter Ruhe die weitere Entwickelung dieser Scene zu erwarten.

Joseph saß noch immer gebeugt und mit verhülltem Angesicht da, während Lacy mit den Papieren in der Hand in streng militärischer Haltung an der Thür stand, die weitern Befehle des Kaisers erwartend.

Als diese immer noch nicht erfolgten, und kein Wort, kein Wink des Kaisers das athemlose Schweigen unterbrach, richtete Lacy sich höher empor und trat militärisch steif einen Schritt vorwärts.

Befehlen Ew. Majestät, fragte er, daß ich Ihnen die Briefe vorlese, welche Se. Kaiserliche Hoheit der Großherzog mir im Namen und auf Befehl der Kaiserin übergeben hat?

Lesen Sie, sagte der Kaiser dumpf, ohne die Hände von seinem Antlitz zu ziehen.

Jetzt näherte sich Lacy dem Tisch, neben welchem der Kaiser saß, und die aus verschiedenen Briefen, Zetteln und Actenstücken bestehenden Papiere auf demselben ausbreitend, nahm er zuerst das von der Kaiserin eigener Hand an den Kaiser gerichtete Schreiben und las:

„Mein lieber Kaiser und Sohn! Ihnen, als meinem Mitregenten und vielgeliebten Sohn, beeile ich mich Einsicht zu geben in die von mir mit dem König von Preußen angeknüpften Unterhandlungen. Dieselben werden hoffentlich zu einem günstigen Resultat führen, und ich werde dadurch nicht allein das Glück haben, mein Volk vor einem blutigen und unheilvollen Kriege beschützt zu haben, sondern auch meinen geliebten Sohn und Kaiser, nach dem sich mein Herz sehnt, und um dessen Sicherheit ich schmerzlich besorgt bin, so lange er im Feld steht, wieder an meiner Seite zu haben. Ich bitte Sie aber, so lange die Unterhandlungen dauern, nichts zu unternehmen, was eine Fortsetzung derselben unmöglich macht, und in keiner Weise mit Ihren Truppen den Angreifenden oder Herausfordernden zu machen, wie mir seinerseits der König von Preußen versprochen hat, daß er während dieser Zeit keinen weiteren Angriff unternehmen und seine Truppen nicht weiter vorrücken lassen wird. Ich werde von nun an Ew. Majestät regelmäßig von dem weiteren Verlauf der Unterhandlungen Nachricht geben und sende Ihnen anbei genaue und wörtliche Abschrift der zwischen mir und dem König von Preußen gewechselten Briefe, wie

auch der gegenseitig gemachten Propositionen und Bedingungen. Indem ich Gott bitte, daß er meinen vielgeliebten Sohn und Kaiser bald wieder in meine mütterlichen Arme zurückführe, verbleibe ich Ihre wohlgewogene Mutter und Kaiserin Maria Theresia."

Ein tiefer Seufzer, der mehr einem schmerzlichen Stöhnen glich, stieg aus der Brust der Kaisers empor. Langsam ließ er die Hände niedersinken von seinem Antlitz, das jetzt todesbleich war, und seine großen Augen mit einem unendlich trüben und schmerzlichen Blick auf Lacy heftend, fragte er: Lacy, ist es wirklich wahr und möglich? Ist es vorbei mit meinen Hoffnungen und mit unsern stolzen Siegerplänen?

Der Feldmarschall antwortete nur mit einem Seufzer und mit einem leisen Zucken seiner Achseln.

Lesen Sie weiter, sagte der Kaiser sanft, meine Augen sind trübe und vermögen nicht zu lesen!

Lacy gehorchte, und nachdem er den ersten Brief der Kaiserin an den König, mit welchem Maria Theresia die Initiative ergriffen hatte, vorgelesen, las er die Antwort des Königs, in welchem dieser bereitwillig auf die Pläne der Kaiserin eingeht und ihr verspricht, seine Schritte so einzurichten, daß Maria Theresia nichts für das Leben ihres geliebten Kaisers zu fürchten habe.

Als Lacy das las, zuckte der Kaiser zusammen, eine flammende Röthe flog einen Moment über sein Antlitz hin und machte dann einer noch tödtlicheren Bläſſe Platz. Er öffnete hastig die Lippen wie zu einem heftigen Wort, dann aber raffte er sich gewaltsam zusammen und hörte still und schweigend der weiteren Lectüre zu.

Noch zwei andere Briefe der Kaiserin und des Königs folgten, voller Versicherungen gegenseitiger Verehrung und voll Betheuerungen, Alles zu thun, um Deutschland den Frieden wiederzugeben. Alsdann kamen die Friedens-Propositionen der Kaiserin und die hinzugefügten Bemerkungen des Königs.

Maria Theresia verpflichtete sich in diesen Propositionen, von den bis jetzt in Baiern in Besitz genommenen Ländern nur so viel zu behalten, als etwa die Revenue einer Million betrage, und das Uebrige

dem Churfürsten zurückzuerstatten, oder die jetzt mit Besitz belegten Landstriche Baierns gegen andere zu vertauschen, über die sie sich mit dem Churfürsten einigen wolle, und die nicht den Werth einer Million Einkünfte übersteigen sollten.

Alsdann folgten die Gegenpropositionen des Königs. Diesen zufolge sollte Oesterreich alle seine Ansprüche auf Baiern fahren lassen, sich mit einem kleinen District von Oberbaiern begnügen, die Ansprüche des Churfürsten Carl Theodor, so wie später des Herzogs von Zweibrücken anerkennen und heilig halten.

Weiter, weiter, rief Joseph hastig, als Lacy jetzt schwieg.

Weiter ist nichts vorhanden, sagte Lacy, dies ist das letzte Papier, das in dem Couvert enthalten ist!

Und auf diese unverschämten und höhnenden Propositionen des Königs sollen wir nicht die einzige mögliche Antwort ertheilen können! rief der Kaiser schmerzlich, die Antwort mit dem Schwert, das allein noch die gethane Beschimpfung auslöschen kann! Oh Lacy, Lacy, es ist fürchterlich zu denken, daß ich abermals meine Hände in den Schooß legen und demüthig und ergeben wie ein Schulknabe abwarten soll, was meine gestrengen Züchtiger und Lehrer über mich beschlossen haben!

Es ist eine schwere Pflicht, welche Ew. Majestät da zu erfüllen haben, seufzte Lacy, aber es ist eine Pflicht, und Ew. Majestät dürfen Sich ihr nicht entziehen!

Ich darf mich nicht ihr entziehen, wiederholte Joseph mit einem tiefen Schmerzensausdruck, indem er aufsprang, ich muß —

Auf einmal traf sein irrer flackernder Blick das Antlitz des Großherzogs, der immer noch ruhig in der Fensternische stand.

Sie sind noch hier? fragte Joseph mit dem Anschein des Erstaunens. Ich dächte, Ihre Hiobsbotschaften wären zu Ende, und Ew. Kaiserliche Hoheit hätten mir nichts mehr zu sagen!

Ich warte auf die Antwort für Ihre Majestät die Kaiserin, sagte Leopold ruhig.

Ah, Sie wollen mich höhnen, rief Joseph, bebend vor Zorn, Sie wollen mich höhnen, denn Sie wissen es wohl, daß es auf die an-

gesprochenen Befehle der Kaiserin keine Antwort mehr giebt, sondern daß man denselben schweigend und unterwürfig gehorchen muß. Da Sie aber durchaus eine Antwort begehren, so will ich sie Ihnen geben. Doch achten Sie wohl auf meine Worte und hüten Sie sich, eins derselben zu vergessen. Sagen Sie der Kaiserin, ich werde mich, wie es einem gehorsamen Unterthan gezieme, ihren Befehlen fügen und so lange die von Ihro Majestät ohne mein Wissen und hinter meinem Rücken angeknüpften Unterhandlungen dauerten, nichts Feindliches gegen den König von Preußen unternehmen, ihn nicht zu einer Schlacht drängen, obwohl ich wüßte, daß die Welt mir meine Unthätigkeit als einen Fehler und eine Ungeschicklichkeit anrechnen würde, und daß nicht bloß meine Feinde, sondern auch meine wenigen Freunde mich fortan für einen thörichten Prahler halten würden, der sich großer Entwürfe rühme, und wenn es zur That kommen solle, sich feig und kleinlaut zurückziehe. Sagen Sie Ihro Majestät, ich würde nichts destoweniger gehorchen, aber sagen Sie ihr ferner: wenn die Kaiserin wirklich im Stande sei, auf diese nachtheiligen, demüthigenden Bedingungen des Königs von Preußen einzugehen und Frieden zu schließen, so würde ich niemals nach Wien zurückkehren und niemals mich der Kaiserin wieder nähern, sondern in Aachen, oder in irgend einer andern freien Reichsstadt, nach Sitte der alten deutschen Kaiser, meine Residenz nehmen*).

Oh, Majestät, rief Lacy entsetzt, ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihr Wort zurück.

Ich nehme es nicht zurück, sondern ich befehle dem Abgesandten der Kaiserin, ihr getreulich und genau meine Botschaft auszurichten, sagte Joseph stolz.

Und ich werde dem Befehl Sr. Majestät, des Mitregenten meiner Kaiserin, zu gehorchen wissen, sagte der Großherzog von Toscana. Ich werde ihr genau jedes Ihrer Worte wiederholen. Weiter haben Ew. Majestät mir nichts zu befehlen?

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Dohm's Denkwürdigkeiten. S. 143.

daß diese Freundschaft den Hauptinhalt meines Lebens und mein einzig Glück ausmacht. Ich habe kein Weib, keine Kinder, ich habe nichts, was ich liebe, als Sie allein, und wenn ich Sie verlöre, so würde ich mich verkriechen in irgend einen dunklen Winkel der Erde, und niemals sollte die Welt wieder von Lacy hören.

Sie werden mich nie verlieren, mein theurer geliebter Freund, rief der Kaiser, indem er mit einer raschen Bewegung seine beiden Arme um Lacy's Hals warf und ihn innig umarmte. Mein Gott, ich leide nur so grenzenlos, und es ist mir, als ob mir eben der Tod eines meiner liebsten Freunde verkündet wäre. Und ist es nicht so, Lacy? Ist mir nicht die schönste und größte Hoffnung meines Lebens gestorben? Die Hoffnung, mir endlich Ruhm und Ehre auf dem Schlachtfeld zu erobern, und der Welt zu beweisen, daß es außer dem König von Preußen noch Feldherrn und Schlachtensieger in Deutschland geben kann? Oh Lacy, meine ganze Seele glühte diesem Ziel entgegen, und wie ein wildes Roß bäumte sich mein Herz auf bei dem Gedanken: Du wirst morgen dem alten siegreichen Feind Deines Hauses gegenüberstehen, Du wirst ihm wenigstens einen Zweig jener Lorbeeren entreißen, die er sich auf den Schlachtfeldern gegen Oesterreich erobert hat! — Oh, ich hätte Jahre meines Lebens freudig hingegeben, wenn ich mir damit dies Ziel hätte erkaufen können, denn, — ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, Lacy, — denn ich hasse diesen König Friedrich, den die Welt den Großen nennt, ich hasse ihn so glühend, wie ich ihn einst zu lieben glaubte. Er ist Schuld an all dem Unglück, das mein Haus seit fast vierzig Jahren betroffen hat, sein Ruhm sind unsere Niederlagen, sein Glanz ist unsere Dunkelheit. Ich würde es ihm vergeben können, daß er uns Schlesien genommen hat, aber ich werde es ihm niemals vergeben, daß er mich zu der elenden und unwürdigen Rolle eines Nachahmers erniedrigt hat! Denn was ich auch unternehmen und thun mag, immer hat er es schon zuvor gethan, immer ist er vor mir dagewesen, und hat das Alles seinem Volk aus ruhiger Reflexion der Klugheit gegeben, was ich meinem Volk aus wärmster Begeisterung der Liebe darbringen will. Wenn ich meinem Volk die Aufklärung geben und es befreien

will von dem Druck der Priester, er hat es vor mir gethan; wenn ich die Künste, die Wissenschaften, die Industrie unterstützen und fördern will, er hat das Alles schon längst vor mir gethan; wenn ich den Zeloten und Eiferern Duldung anempfehlen, die Geknechteten schützen, die Unterdrückten erheben will, er hat von den Juden längst schon den Bann genommen und allen Secten die Erlaubniß ihrer Existenz gegeben! Wenn ich endlich mich selber auszeichnen möchte in den Künsten, die ich am meisten liebe, wenn ich in der Kriegskunst und in der Musik mir Ruhm erwerben möchte, er hat es schon früher gethan, und seine Flöte und seine Lorbeern sind älter, als mein Violoncell und mein Schwert. Oh, ich hasse ihn, ich hasse ihn, denn seine Größe ist der Stein, an welchem meine Originalität zerbricht, immer wird er mir im Wege stehen und mit seinem Glanz einen Schatten auf mein Leben und meine Thaten werfen! Oh Lacy, das ist ein Gedanke, der mich zur Verzweiflung bringt, der wie eine glühende Kohle in meinem Hirn brennt. Dieser Mann zwingt mich, für seinen Nachahmer zu gelten, und doch fühle ich, daß ich es nicht bin, und doch handle ich nur nach eigener freier Entschließung! Aber Niemand wird es mir glauben, und er selber auch nicht! Mir ist es, als sähe ich das spöttische Aufblitzen seiner furchtbaren Adleraugen, das höhnische Lächeln seines Mundes, wenn er eines Tages von den neuen Einrichtungen und Gesetzen des Kaisers Joseph hört, und sich einbildet: „das hat er Mir nachgeahmt!“ Oh er wird mich dahin treiben, daß ich in toller Unvernunft zu viel thue, um nur nicht bloß das zu thun, was er schon gethan hat! Er ist der böse Dämon meines Hauses, und nicht bloß, daß er uns Länder und Schlachten abgewonnen, hat er mir auch meine Zukunft und meine Originalität geraubt. Lacy, ist es nicht furchtbar zu denken, daß es da einen Feind unsers Hauses giebt, der uns in allen Dingen besiegt hat, selbst in dem Großen und Guten, was wir thun wollen?

Aber Ew. Majestät gehen da in der Aufregung des Moments zu weit, sagte Lacy mit einem sanften Lächeln. Es ist wahr, der König von Preußen hat viel gethan, und er hat es Ew. Majestät [illegible] *gemacht, etwas Originales* zu thun, das er nicht schon versucht hat.

Aber Eins hat der König noch nicht gethan, und das ist gerade das Eine, in welchem Ew. Majestät ihm dereinst glänzend und siegreich voran gehen werden! Er hat nichts für Deutschland gethan, er hat es selbst niemals versucht, ein Deutscher zu sein! Inmitten eines deutschen Landes, auf einem deutschen Thron sitzend, ist er doch nur der Beschützer fremder Kunst, fremder Wissenschaft und fremder Industrie. Er verachtet und ignorirt die deutschen Gelehrten, die deutschen Dichter, die deutschen Industriellen, und die Sprache der Deutschen nennt er die Sprache der Barbaren. Der geringste französische Witzkopf ist ihm besser bekannt, als die größten Gelehrten Deutschlands, und während er für Voltaire schwärmt, und sich italienische Oper und französische Maler und Bildhauer hält, ist ihm Lessing und Winkelmann ganz unbekannt, und mißachtet er den deutschen Meister Gluck. Das ist der große und schöne Unterschied zwischen Ew. Majestät und dem König von Preußen und den wird die Welt und Nachwelt anerkennen müssen. Der König von Preußen ist nur zufällig der Fürst eines deutschen Landes, Sie aber sind ein deutscher Fürst, und zu Ihnen wird sich dieses Deutschland flüchten, das er verstieß, an Ew. Majestät wird es sich anklammern mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Träumen und seiner Begeisterung. Friedrich der Zweite ist nur der König Preußens, Sie aber werden einst der Kaiser Deutschlands sein, und das deutsche Volk, welches Er verstieß, wird in Ihnen seinen Retter und Erlöser begrüßen und erkennen!

Er wird auch das zu verhindern wissen, rief der Kaiser leidenschaftlich, er hat mich schon ausgespürt auf diesem meinem Wege, den ich selbstständig von ihm wandeln wollte, und schon wieder stellt er sich mir entgegen, um mich zu bekämpfen. Ja, Sie haben Recht, es ist mein höchstes Ziel, ein deutscher Fürst zu sein, mir den Namen eines Kaisers von Deutschland auch der Wahrheit nach zu verdienen. Unter meinem Scepter wollte ich alle diese zerstückelten, auseinandergerissenen Länder des schönen Deutschlands vereinen, Ein Land sollte es werden, Ein Volk und Ein Vater und Fürst. Hinwegräumen wollte ich den Kehricht der alten, so oft verhöhnten und mißbrauchten deutschen Reichsverfassung, hinwegräumen auch den lächerlichen und

unglücklichen Theaterschmuck so vieler kleiner Throne und Fürsten, und unter dem Dach einer einzigen Krone wollte ich das deutsche Volk sammeln in dem großen einigen und einzigen Hause seines deutschen Vaterlandes. Das war und ist mein Ideal, und deshalb wollte ich jetzt Baiern meine Hand darreichen und dies deutsche Land erretten von den Priestern, den Jesuiten und all den finstern Gewalten, die mit dem wollüstigen und frömmelnden Carl Theodor über Baiern herrschen werden, deshalb rief ich ihnen, zu mir zu kommen, und ihr elendes Baiernthum hinzugeben an das große und herrliche Deutschthum! Aber da kommt wieder dieser König von Preußen, und weil er meine Gedanken durchschaut hat, reißt er mir mit hämischer Schadenfreude mein eigen Banner aus der Hand und pflanzt es vor sich auf und giebt, indem er mich bekämpft, sich das Ansehen, als ob Er für Deutschland in die Schranken träte, als ob Er die heilige Verpflichtung übernommen, deutsche Freiheit, deutsches Recht und deutsche Tugend zu beschützen. Ach, ist es nicht eine zugleich lächerliche und abscheuliche Farce, welche wir da spielen sehen? Der König von Preußen, der Mann, der niemals Deutschland gekannt hat, dem es immer nur ein Gegenstand für seinen Witz und seinen Spott gewesen, er nennt sich jetzt plötzlich den Vertheidiger Deutschlands; die Herzogin Clemens, die Freundin der Obscuranten, der Rosenkreuzer und Jesuiten legt über ihre von mir bedrohten Freunde jetzt plötzlich die deutsche Fahne hin und schreit: „Ihr rettet Deutschland, wenn Ihr uns errettet," und aus allen diesen kleinen deutschen Raubnestern und Schlössern recken die kleinen deutschen Fürsten, welche fühlen, daß ich über ihnen schwebe in der Luft, wie der Habicht über dem Taubennest, ihre Hälse empor, und schreien: „Deutschland ist bedroht, rettet uns, dann werdet Ihr Deutschland gerettet haben!" — Und Maria Theresia läßt ihr Ohr betäuben von diesem tollen Geschrei, und der König von Preußen findet, daß das himmlische Musik ist, der Victoriagesang, mit dem er mich abermals bei Seite gedrängt und überschrieen hat! Oh, Lacy, ich hasse ihn, glühend, unaussprechlich. Denn nicht genug, daß er mich besiegt hat ohne Schwertschlag, so wird er mich jetzt auch noch *lächerlich machen!* Muß die Welt mich nicht verlachen und verspotten,

wenn sie diesen Brief des Königs an meine Mutter liest, in welchem er ihr verspricht, daß er seine Schritte so einrichten werde, daß Maria Theresia nichts zu fürchten brauche für ihr Blut, und für einen Kaiser, den er liebe und hochachte, obwohl er in den Angelegenheiten Deutschlands mit ihm in den Principien differire*). Bin ich ein verhätscheltes Muttersöhnchen, dem man lächelnd erlaubt, mit Knallbonbons zu spielen und sich einzubilden, daß das Kanonen sind, welche es abfeuert? — Und ich soll's ihm nicht beweisen können, daß ich kein Knabe bin, den er zu schonen nöthig hat, sondern daß ich ein Mann bin, den er, so Gott will, eines Tages zu fürchten hat? Der alte entnervte Heldengreis steckt sich hinter den mit Rosenkränzen und Scapulieren verbrämten Reifrock meiner Frau Mutter, und bläst ihr in's Ohr, daß dieser Krieg ein sündhafter sei! Oh Lacy! Soll ich denn niemals Gelegenheit haben, Rache zu nehmen an diesem König, der meiner Mutter schon so viele Thränen und mir so viele Enttäuschungen und geknickte Hoffnungen gekostet hat? Muß ich denn wirklich auch dies Mal wieder mein Schwert in die Scheide stecken und mich in Demuth beugen unter den Willen meiner Mutter?

Sie ist die regierende Kaiserin, sagte Lacy ernst, und Ew. Majestät werden Ihrem Volk und uns Allen ein leuchtendes Beispiel des Gehorsams geben!

Ach ich weiß es wohl, seufzte Joseph, ich muß abermals dies arme, ungestüme Herz besiegen, und schweigen und dulden!

Er ging mit hastigen, unsichern Schritten einige Male auf und ab, bald halblaute Worte vor sich hin murmelnd, bald düstere, schmerzliche Blicke auf das Fenster werfend, durch welches man da draußen das bunte Gewimmel der Soldaten sehen konnte, welche das Lager abzubrechen begannen, indem sie mit voller frischer Kehle dazu Lieder voll Kampflust und Siegesfreudigkeit sangen.

Auf einmal blieb der Kaiser stehen, und sich mit einer stolzen Bewegung des Hauptes an Lacy wendend, sagte er: Herr Feldmarschall, ich nehme meinen Plan zurück. Die Kaiserin Königin Maria Theresia

*) Groß-Hoffinger, Urkundenbuch zur Lebensgeschichte Josephs II. S. 41.

hat befohlen, und es ist an uns, zu gehorchen! Treffen Sie alle nöthigen Anordnungen, ertheilen Sie Ihre Befehle, verkünden Sie der Armee unsern umgeänderten Beschluß: Wir werden dem König nicht bis über die Elbe entgegenmarschiren und ihm eine Schlacht liefern, wir werden nicht unser Lager abbrechen, sondern wir werden hier bleiben und warten!

Sire, rief Lacy begeistert, in dieser Stunde haben Sie in Wahrheit einen Sieg gewonnen, den Sieg über Sich selbst!

Der Kaiser sah ihn mit einem schmerzlichen Lächeln an. Aber dieser Sieg ist schwerer als der, welchen ich mir morgen zu erkämpfen hoffte, sagte er seufzend. Doch es nutzt nichts mehr, davon zu reden. Gehen Sie, Lacy, und ertheilen Sie Ihre Befehle! Wir wollen warten. Da wir das Schwert nicht ziehen dürfen, mein Freund, so lassen Sie uns beten, beten, daß Gott sich meiner erbarme, und dem armen Kaiser von Oesterreich eines Tages gestatte, Revanche zu nehmen an dem König von Preußen!

VII.

Die Revanche.

Feldmarschall Lacy hatte das Kabinet des Kaisers verlassen, und die Generale und Stabsoffiziere zu sich berufend hatte er ihnen den Beschluß des Kaisers mitgetheilt und mit ihnen die nöthigen Verabredungen getroffen.

Der Kaiser war allein geblieben, und ganz seinen trüben und schmerzlichen Gedanken hingegeben, war er lange in seinem Kabinet auf und abgegangen. Dann trat er an's Fenster und schaute mit düsterm Blick hinaus auf das Treiben seiner Soldaten.

Jetzt wissen sie es schon, sagte der Kaiser leise vor sich hin, jetzt ist es schon wie ein Unkenruf durch das Lager gegangen: „der Kaiser

will keine Schlacht! Wir werden nicht über die Elbe gehen! Im Moment der That hat der Kaiser Furcht bekommen und wagt es nicht, dem alten Heldenkönig gegenüber zu treten!" — Ja, ja, so sagen und denken sie, meine tapfern Soldaten, ich seh's an den finstern Mienen, mit denen sie ihre schon halb abgebrochenen Zelte wieder ordnen. Sie singen nicht mehr bei der Arbeit, wie vorher, sie sind nicht mehr fröhlich und guter Dinge. Ihr Muth ist gebrochen, ach, und der meine auch! Und diese Schlacht, welche wir nicht geschlagen haben, nutzt dem König von Preußen mehr, als es ein neuer Sieg würde gethan haben. Denn jetzt denken meine Soldaten: der Kaiser fürchtet sich vor dem König von Preußen, und da sinkt ihnen auch der Muth, und Friedrich der Zweite wird wieder das Schreckbild, vor dem die Oesterreicher fliehen! Oh Friedrich, Friedrich, wann wird denn für mich die Stunde der Vergeltung schlagen?

Ein leises Klopfen an der Thür ließ sich gerade in diesem Moment vernehmen und auf das Herein des Kaisers erschien einer seiner Adjutanten, um zu melden, da draußen stehe ein Husar von den Galizischen Regimentern, die unmittelbar an der Elbe, dem Lager des Königs von Preußen gegenüber, postirt seien, und verlange durchaus und mit dringendem Flehen, den Kaiser in's Geheim zu sprechen, weil er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

So lassen Sie ihn eintreten und ziehen Sie sich alsdann zurück sagte Joseph gelassen.

Der Adjutant zögerte. Sire, sagte er, dieser Mann hat ein gar finsteres und tückisches Ansehen, und ich wollte mir daher erlauben, Ew. Majestät anzuflehen, nicht allein mit ihm zu bleiben, sondern mir gnädigst zu gestatten, daß ich ihm zur Seite bleibe.

Ach, Sie glauben, daß dieser Mann hierher gekommen sei, mich zu ermorden? fragte Joseph lächelnd.

Der Soldat ist ein Pole, bemerkte der Adjutant schüchtern.

Nein, er ist ein Oesterreicher, sagte der Kaiser stolz, denn Galizien ist eine österreichische Provinz. Ich fürchte meine Oesterreicher nicht. Lassen Sie also diesen Mann eintreten, ich will mit ihm allein sprechen!

Der Adjutant verneigte sich und trat in das Vorzimmer zurück.

Alsbald hörte man da draußen das Klirren von Sporen, das Auftreten eines festen Schrittes, und in der Thür erschien eine hohe, muskelkräftige Gestalt in der kleidsamen, phantastischen Tracht der galizischen Scharfschützen.

Der Kaiser erwiderte den militärischen Gruß des Soldaten mit einem leichten Kopfneigen und winkte ihm mit der Hand, näher zu treten. Ein zweiter Wink gebot dem Adjutanten, die Thür nach dem Vorzimmer zu schließen, und der Kaiser war jetzt allein mit dem Soldaten.

Jetzt sprich, sagte der Kaiser, und wenn Du mir etwas Wichtiges zu sagen hast, so sage es, denn ich habe Deinen Wunsch erfüllt, Du bist ganz allein mit mir!

Der Soldat richtete sein Haupt, welches er bis dahin ehrfurchtsvoll geneigt hatte, höher empor und blickte Joseph mit großen, blitzenden Augen an.

Bin gekommen, Ew. Majestät einen großen Dienst zu leisten, sagte er, aber Ew. Majestät müssen mir auch versprechen, daß Sie mich dafür belohnen wollen, wie es einem Kaiser geziemt.

Wenn Du mir wirklich einen großen Dienst leisten kannst, so soll auch Dein Lohn groß sein, mein kaiserliches Wort darauf, sagte der Kaiser ernst.

Der Soldat nickte. Ich nehm' Ihr Wort an, Herr Kaiser, und also hören Sie! Hab' die Wache auf dem Vorposten dicht an der Elbe. Hab' da oft gelegen, hinter dichtem Gebüsch versteckt, und während mich Niemand sehen konnt', hab' ich Alles gesehen und auf Alles Acht gehabt! Hab' also oft gesehen, daß der König von Preußen, so alt und gebrechlich er auch aussieht, doch ein gar muthiger und unerschrockener Herr ist, denn er wagt sich beim Recognosciren sehr weit vor, kommt oft ganz nahe heran bis zum Elbufer. Freilich weiß er und denkt er nicht, daß da drüben hinterm dichten Gebüsch Scharfschützen liegen, und daß ein guter Schütze ihn, wenn er so sorglos da drüben reitet, leicht vom Pferd holen könnt. Was aber der König von Preußen nit gedacht hat, das habe ich gedacht!

Und was hast Du gedacht? fragte der Kaiser mit gespannten, erwartungsvollen Mienen.

Hab' gedacht, daß ich ein guter Schütze bin und daß meine Kugel noch nimmer ihren Mann verfehlt hat, und hab' auch darüber nachgedacht, was für ein berühmter, großer und reicher Mann ich doch werden müßt und werden würd', wenn ich mir den König da drüben vom Pferd schöß' und damit Oesterreich von seinem schlimmsten und aufsässigsten Feind befreite und uns Allen endlich einen dauernden Frieden gäbe. Und wie ich das gestern wieder dacht', Herr Kaiser, da kommt just der König da drüben hervorgeritten auf seinem Schimmel. Grad' der Stelle gegenüber, wo ich, hinter'm Gebüsch versteckt, auf Vorposten stand, macht er Halt; ganz deutlich konnt' ich sein blasses, runzlichtes Gesicht sehen, mit den großen, fürchterlichen Augen darin, die wie ein helles Höllenfeuer zu mir herüberblitzten. Den Krückstock hielt er in der Hand und damit zeigt' er vom Pferd aus herüber nach uns und fuchtelte mit dem Stock hin und her, just als wenn er seinen Generalen vormacht', wie er den Feind da drüben durchprügeln wollt. Und wie ich das sah, da stieg mir's Blut in's Gesicht und ich richtet' mich auf in meinem Versteck und zog den Hahn an meinem Gewehr auf. Bin ein guter Scharfschütz, Herr Kaiser, und auf was ich anlege, das treffe ich auch.

Weiter, weiter, murmelte der Kaiser, als der Soldat jetzt schwieg und einen wohlgefälligen, lächelnden Blick auf seine Büchse warf, die ihm im Arme ruhte.

Nun also, ich hob' meine Büchse und wollt' eben auf den König anschlagen, da fiel mir ein —

Da fiel Dir ein? fragte der Kaiser, dem der Angstschweiß in hellen Tropfen auf der Stirn stand.

Da fiel mir ein, daß es am Ende doch besser sein möchte, erst den Kaiser zu fragen, ob er's erlaubt, daß ich den König todt schieße, und was er mir dafür zum Lohn verspricht.

Ach, rief der Kaiser aufathmend, das war ein guter Gedanke von Dir!

Der Husar nickte. Hab' also still mein Gewehr wieder zurück-

gezogen, fuhr er fort, und gleich nach der Ablösung hab' ich den Hauptmann gebeten, mir auf sechs Stunden Urlaub zu geben, weil ich gern in's Lager gehen und da einen alten Bekannten von mir sprechen möcht. Das war keine Unwahrheit, Herr Kaiser, denn ich kenne Sie schon von damals her, als Sie Ihre Reise in Galizien machten. Da haben Sie ein Nachtquartier genommen im Dorfe Zacopane bei meinem alten Vater und haben ihn am andern Tag reichlich beschenkt, daß er noch ein Stück Ackerland mehr kaufen konnt' und mir erlaubte, mein Mädel zu heirathen und das Ackerland zu bewirthschaften. Bin also bloß in's Hauptquartier gekommen, um meinen alten Bekannten, den Herrn Kaiser, zu sprechen, und nun bin ich da und frage: Wollen Ew. Majestät mir erlauben, daß ich meinen Anschlag ausführe? Wenn Sie's erlauben, so stehe ich Ihnen mit meinem Kopf dafür, daß der König von Preußen nicht acht Tage mehr leben soll. Ich hab' einen festen Arm, ein scharfes Auge und ich weiß ganz genau, wie weit meine Büchse mit Sicherheit trägt, denn sie hat schon manchem Bosniaken das Lebenslicht ausgeblasen.

Und was hat Dein Hauptmann zu Deinem Vorhaben gesagt? fragte Joseph.

Mein Hauptmann? Hab' ihm gar nichts gesagt von meinem Vorhaben. Werd' nit so dumm sein, irgend einem Menschen etwas davon zu verrathen, könnt' ja ein Anderer meinen schönen Einfall sich zu Nutze machen und mich um Lohn und Ehre bringen.

Demzufolge, fragte der Kaiser aufathmend, demzufolge bin ich der Einzige, den Du in Dein Vertrauen gezogen hast?

Der Allereinzige, Herr Kaiser, und ich denk', Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen!

Nein, ich werde das nicht und zum Dank, daß Du Deinem Kaiser vertrauest, schenke ich Dir hier diese zwei Goldstücke.

Der Soldat nahm hastig das von dem Kaiser ihm dargereichte Geld und betrachtete es mit einem freudigen Lächeln, dann aber verfinsterte sich sein Gesicht und unter seinen buschichten Augenbrauen hervor einen düstern Blick auf den Kaiser werfend, sagte er: ist der Kopf des *Königs von* Preußen nicht mehr werth, als zwei Dukaten?

nicht einen Augenblick verlassen. Er wird mit Dir essen und bei Dir schlafen, und Du wirst dafür sorgen, daß er gut gepflegt wird!

Günther verbeugte sich und gab dem Soldaten einen stummen Wink, ihm zu folgen.

Joseph schaute den Beiden nach, bis die Thür sich hinter der hohen, muskulösen Gestalt des Soldaten schloß, dann hob der Kaiser seine großen, blauen Augen mit einem Blick unendlicher Dankbarkeit zum Himmel empor.

Mein Gott, flüsterte er, ich habe heute viel geklagt, und doch bist Du mir heute gar gnädig gewesen! Du hast meinen Namen vor ewiger Schande und vor dem Fluch der Mit- und Nachwelt bewahrt, denn wenn dieser Mensch seine entsetzliche That ausgeführt hätte, würde doch Niemand geglaubt haben, daß er sie allein ersonnen hätte! Was für ein Zetergeschrei würde man in der ganzen Welt erhoben haben, wenn ein österreichischer Soldat den König von Preußen erschossen hätte, fuhr der Kaiser fort, indem er mit großen Schritten, die Arme über der keuchenden Brust zusammengeschlagen, auf und ab ging; und wie würde man mit hohnlachender Verachtung auf mich gedeutet und gesagt haben, ich hätte den König feig aus dem Hinterhalt erschießen lassen, weil ich nicht den Muth gehabt, ihm auf offenem Felde entgegen zu treten! Mein Gott, das Leben des Königs von Preußen ist mir jetzt kostbarer, als mein eigenes Leben, denn sein Leben ist meine Ehre! Ich weiß es ja, die Verleumdung und der Neid der Welt ist immer bereit, wenn irgend ein außerordentlicher Todesfall in unserer Nähe geschieht, ihn Oesterreich aufzubürden. Hat nicht der Parteihaß den Kaiser Ferdinand beschuldigt, als Gustav Adolph bei Lützen fiel? Und als zu Ende des vorigen Jahrhunderts der baierische Churprinz Joseph Ferdinand, welcher Spanien als Erbschaft erhalten sollte, plötzlich starb, hat man da nicht in ganz Europa gesagt, der österreichische Gesandte in Madrid, Fürst Mansfeld, habe dem Tod den Weg gezeigt zum Schlafzimmer des kleinen Erben von Spanien? Oh die Welt ist immer bereit gewesen, Oesterreich zu verleumden, und sie würde uns auch jetzt angeklagt haben, wenn dieser Unglückliche seine That ausgeführt hätte. Mein Gott, ich danke Dir,

ıß Du diese Schmach von mir abgewandt und meinen Namen be=
itet hast vor so furchtbarer Verleumdung! —

Aber wie? fuhr der Kaiser nach einer Pause fort, während er
ıch immer mit großen Schritten auf und abging: wie, wenn nun
ı Anderer von den Scharfschützen das ausführte, was dieser nur
schlossen hatte? Wenn einer dieser wilden Grenzjäger in seiner
ohheit und Unwissenheit sich einbildete, daß es ein ebenso lohnens=
erthes und gutes Stück Arbeit wäre, den König von Preußen zu
schießen, als die Pascher, Räuber und Wilddiebe, gegen die er an
n Grenzen von Ungarn und Galizien Jagd zu machen hat?

Und wie der Kaiser das dachte, erbleichte er und der Angstschweiß
ınd auf seiner Stirn.

Ich muß durchaus ein Mittel ersinnen, den König und mich selber
r dieser furchtbaren Gefahr zu behüten, murmelte der Kaiser angst=
ll in sich hinein, sein Leben und meine Ehre steht auf dem Spiel! —

Lange noch, bis spät in die Nacht, vernahmen die Diener im
orzimmer den raschen, unruhigen Schritt des Kaisers, und vergeblich
rrte Günther des Rufs seines kaiserlichen Herrn, um ihm beim Aus=
iden behülflich zu sein. Als er endlich es wagte, schüchtern und
ıhörbar die Thür des Kabinets zu öffnen, sah er den Kaiser in voller
ıiform da drüben in dem Lehnstuhl sitzen. Das bleiche Haupt zu=
ckgesunken an die hohe Lehne des alten Lederstuhls, die beiden Hände
f die breiten Seitenarme des Stuhls gelehnt, war Joseph ein=
schlafen. Ein bleicher Strahl der eben aufgehenden Sonne beleuch=
e das Antlitz des Kaisers, das selbst im Schlummer noch den Aus=
uck der Angst und Sorge beibehalten hatte.

Der treue Kammerdiener wagte es, sich dem Kaiser zu nähern
ıd ihn leise zu berühren. Sire, sagte er mit flehender Stimme, Ew.
tajestät sollten die Gnade haben, sich entkleiden zu lassen, und ein
enig auf dem Feldbett auszuruhen. Es ist jetzt die vierte Nacht,
ß Ew. Majestät die Kleider nicht verlassen haben.

Joseph hatte langsam seine Augen aufgeschlagen, und schaute
ünther mit sinnenden Blicken an. Hätte freilich die andern drei
ächte ruhig in mein Bett gehen und schlafen können, wie ein ehr=

samer Spießbürger, der weiß, daß es nichts auf der Welt giebt, was seinen Schlaf beunruhigen wird, sagte er seufzend. Diese Nacht aber durft' ich mich nicht behaglicher Ruhe hingeben, und ich bin in den Kleidern geblieben, weil ich früh auf sein mußte. Mein Gott, fuhr der Kaiser wie von heftigem Schrecken ergriffen fort, was ist aus dem Grenzjäger geworden, den ich Dir zur Bewachung übergeben; und wie konntest Du es wagen, ihn so lange allein zu lassen?

Sire, er ist nicht allein, der zweite Kammerdiener schläft mit ihm zusammen auf Einem Lager, und ich hatte die Thür, welche vom Vorzimmer in unsere Schlafkammer führt, geöffnet, so daß ich, während ich aufblieb, und den Ruf Ew. Majestät erwartete, den Soldaten doch immer im Auge behielt. Er schläft ruhig und fest, und scheint sehr glückliche Träume zu haben, denn er lacht und singt im Schlaf.

Laß ihn schlafen, Günther, und wecke ihn nicht, sagte der Kaiser aufathmend. Aber wenn er erwacht, so hab' wohl Acht auf ihn, laß ihn mit Niemand sprechen und bleib immer an seiner Seite. Jetzt aber gieb mir einen Trunk frischen Wassers zum Frühstück.

Günther eilte hinaus und kehrte nach wenigen Minuten mit dem Verlangten zurück. Der Kaiser leerte das Glas auf einen Zug. Oh, sagte er dann erleichtert, wie wohl mir das thut, wie köstlich dieses Frühstück ist, welches mir der liebe Herrgott da unten in den geheimnißvollen Tiefen seiner Erde brauen läßt. Keiner meiner Köche ist im Stande, mir ein so wohlschmeckendes und gesundes Frühstück zu bereiten.

Und doch würde der Aermste von Ew. Majestät Unterthanen nicht damit zufrieden sein, sagte Günther, und Jammer und Noth würden sie schreien, wenn sie mit einem Glase Wasser zum Frühstück sollten abgefunden sein!

Die Menschen sind niemals zufrieden mit Dem, was sie leicht haben können, sagte der Kaiser lächelnd, und nur was zu erlangen ihnen Beschwerde macht, das scheint ihnen reizvoll und begehrenswerth. Wenn ich ihnen eines Tages die Brunnen zudeckte, und verböte ihnen, Wasser zum Frühstück zu trinken, so würden sie von Stund an schreien, es gäbe kein schöneres Frühstück als Wasser, und

ich sei ein Barbar es ihnen zu verbieten! Wenn ich wollte, daß meine Unterthanen allesammt Assaföbita zu ihrer Lieblingsspeise machten, so hätte ich nur nöthig, es ihnen zu verbieten, um sie rasend darnach zu machen. Aber siehe, da schickt die Sonne mir einen Strahl in's Fenster herein, der mich mahnen soll, daß es die höchste Zeit zum Aufbruch ist. Eile Dich, Günther. Man soll mein Pferd vorführen, einige Ordonnanzen sollen aufsitzen, und den Feldmarschall Lacy lasse ich bitten, sofort zu mir zu kommen, um mich auf einer Inspectionstour zu begleiten. —

Eine Viertelstunde später verließ der Kaiser in Begleitung des Feldmarschalls Lacy und gefolgt von nur wenigen Ordonnanzen das Hauptquartier.

Sie werden sich schnell entschließen müssen, Freund Lacy, einen ziemlich weiten Ritt mit mir zu machen, sagte der Kaiser, indem er mit ungeduldiger Hand sein Pferd zu rascherem Lauf anfeuerte. Und hatten wir es nicht gestern schon im Sinne, heute früh auf zu sein, und aufzusitzen? Wir haben also Wort gehalten, nur daß unsere Armee nicht hinter uns ist, und daß die Fanfaren unser Herz nicht schwellen machen in Glück und Siegesvorahnung. Ach, Freund, was für schwache, thörichte Kinder sind wir Menschen doch alle! Meinen immer, uns selber unser Schicksal zu bestimmen, dünken uns so kühn, daß wir uns selbst unsern Himmel über uns wölben könnten, und sind doch gar armselige, winzige Geschöpfe, Liliputer vor den Augen Gottes, denn unsere Schwerter zerbricht er wie Stecknadeln, und meine glorreiche Kaiserkrone ist vor ihm nicht mehr, als das Stückchen Eierschale auf dem kahlen Kopf des Küchleins, das eben aus dem Ei gekrochen ist. Ach Lacy, und was vermeint' ich nicht für einen schönen Himmel über mir gewölbt zu haben, einen Himmel, der mir nicht voll Geigen, sondern voll Schwerter und Lorbeerkränze hing, und nun genügt das bloße Rauschen eines Weiberrockes, um meinen Himmel mit solchem Gewitter zu verfinstern, daß die Schwerter alle zur Erde fallen und stumpf werden, und die Lorbeerkränze zu nichts mehr gut sind, als sich Suppe damit zu kochen für den verdorbenen Magen. Gestern

hoffte ich, heute ein Held zu werden, und heute bin ich gar nichts, als ein Schulknab, der zur Strafe für einen übermüthigen Streich auf Erbsen knieen muß. Ach, und diese Erbsen thun meiner kaiserlichen Majestät so weh, daß ich schier aufschreien möcht' vor Jammer und Weh, wenn's nicht eigentlich gar so sehr zum Lachen wär', daß einem Kaiser, dem Feldherrn einer Armee, das geschieht. Mein Gott, so lachen Sie doch, Lacy, denn Sie sehen ja, daß ich mir alle Mühe gebe, Sie zu erheitern, und Ihnen den Morgenschlaf aus den Augen zu bringen.

Ich sehe, Sire, daß Sie traurig sind, und ich kann nicht lachen, wenn Ew. Majestät leiden, sagte Lacy weich.

Der Kaiser schwieg eine Zeitlang, und ritt langsam vorwärts. Lacy, fragte er dann ernst, fast feierlich, Lacy, ich habe Unrecht zu murren gegen mein Schicksal, das sich mir heute gar gnädig erwiesen hat. Ich erzähle Ihnen das ein ander Mal. Jetzt sagen Sie mir nur dies: glauben Sie, daß die Disciplin bei unsern Soldaten so mächtig ist, daß sie sogar die Gedanken des Menschen in ihm zu unterdrücken vermöchte?

Ich glaube es nicht, Sire, ich bin davon überzeugt, erwiderte der Feldmarschall. So lange der Soldat im Dienst und in Reih und Glied ist, so hört sein freies, denkendes Menschenthum auf, und er ist nichts als ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Vorgesetzten.

Darauf hatte ich gerechnet, und darauf habe ich meinen Plan gemacht, sagte der Kaiser leise vor sich hin. Kommen Sie rascher, Freund, wir wollen heute die ganze Kette der Vorposten besichtigen; ich habe da einen Befehl zu ertheilen, dessen Veranlassung ich Ihnen später mittheilen will.

Eben hatten sie den äußersten Vorposten erreicht; der Kaiser sprengte vorwärts bis dicht an das Ufer der Elbe und schaute mit spähenden scharfen Blicken hinüber zu dem jenseitigen Ufer. Nichts ließ sich dort erblicken, öde und kahl lag das Land da, und nur *am äußersten* Horizont bemerkte man einzelne schwarze Punkte,

welche vielleicht die äußersten Vorposten der Preußen bezeichnen mochten.

Der Kaiser winkte den commandirenden Offizier der Vorposten zu sich heran. Wagen die Preußen sich über jene Linie da hinten hinaus? fragte er.

Es nähern sich täglich bedeutende Trupps weit vorwärts, Sire, sagte der Offizier. Wahrscheinlich preußische Generäle, die der König zum Recognosciren ausgeschickt hat, und die einen Uebergangspunkt über die Elbe erspähen sollen. Oft kommen die Herrn Preußen sogar dem Ufer ziemlich nahe, und die Grenzjäger, welche schärfere Augen haben als das beste Fernrohr, behaupten, daß fast immer der König selber unter den Recognoscirenden sei.

Es ist möglich, daß sie Recht haben, sagte Joseph rasch, und daß der König sich unsern Vorposten im Eifer der Recognoscirung nähert. Für diesen Fall will ich Ihnen einen Befehl ertheilen. Sobald die äußersten Wachen den König erkennen, sollen sie das Gewehr präsentiren, und mit dem Säbel salutiren, und so lange stehen bleiben, bis der König nicht mehr zu sehen ist. Meine Soldaten sollen durch dies Salutiren die hohe Achtung bezeugen, die dem gekrönten Haupt, dem berühmten Feldherrn und meinem persönlichen Freund gebührt. Ich verlange daher, daß dieser Befehl auf das Genaueste und Pünktlichste befolgt und jedes Mal dem ablösenden Offizier mitgetheilt werde*).

Der Kaiser grüßte den Offizier mit einem leichten Neigen seines Hauptes und ritt weiter, die Elbe hinunter. Bei jedem neuen Vorposten blieb er stehen, überall wiederholte er ernst und scharf denselben Befehl, den er dem ersten Wachtposten gegeben, überall machte er es den Posten zur Pflicht unterm Gewehr zu stehen, so lange sie des Königs ansichtig wären.

Spät erst am Nachmittag kehrte der Kaiser heim von dem be-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. S. Groß-Hoffinger I. S. 431.

schwerlichen Ritt, dessen Anstrengung er indessen gar nicht empfunden zu haben schien, denn sein Antlitz war jetzt wieder so heiter und ruhig, wie es vor der Ankunft des Großherzogs von Toscana gewesen, und seine Augen strahlten im Feuer edler Begeisterung.

Lacy, sagte er, indem er den Arm des Feldmarschalls nahm, und ihn in sein Gemach führte, ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig wegen meines heutigen Befehls, der Sie, wie ich wohl bemerkt habe, überraschte, und Ihnen eine zu weit getriebene Höflichkeit gegen meinen verhaßten Feind däuchte. Nicht wahr, es kommt Ihnen sonderbar vor, daß ich heute meinen Vorposten die äußerste und schmeichelhafteste Artigkeit gegen diesen Mann anempfehle, den ich als meinen gefährlichsten Feind betrachte, von dem ich Ihnen gestern noch mit so glühendem Haß sprach, und Ihnen schwur, daß ich Revanche an ihm nehmen wollte?

Wenn ich Ew. Majestät die Wahrheit sagen soll, so war ich allerdings ein wenig erstaunt über Ihre Sinnesänderung, sagte Lacy lächelnd. Ich dachte mir, Ew Majestät hätten mir beweisen wollen, daß dieser Haß gar nicht so ernst gemeint sei, und daß Ihr edles Herz gar nicht mehr daran denke, Revanche nehmen zu wollen!

Doch, Lacy, es ist mir gar sehr ernst mit meinem Haß, rief der Kaiser hastig, und ich halte meinen Schwur. Ich habe meine Revanche an dem König von Preußen schon genommen. Ich habe ihn vor der Kugel eines Mörders bewahrt!*)

---

*) Diese ganze Begebenheit ist historisch. Siehe darüber Riedler's Archiv für 1831 und Groß-Hoffinger I. S. 427.

VIII.

Der Brief an die Kaiserin von Rußland.

Mit glühenden Wangen und hochwallendem Busen ging Maria Theresia in ihrem Kabinet auf und ab, zuweilen einen zornflammenden Blick auf die Papiere werfend, die hochaufgethürmt auf ihrem Schreibtisch lagen, dann wieder in heftigster Erregung weiter wandelnd, und gar nichts fühlend von den Beschwerden, welche ihr sonst das Gehen zu verursachen pflegte. Es waren schlimme Nachrichten, welche die Kaiserin so erregt und ihr Blut so in Wallung gebracht hatten, schlimme Nachrichten von allen Seiten, die schlimmsten aber aus Böhmen von dem Heer. Denn immer noch, obwohl schon über ein Jahr verflossen war seit dem Beginn des Streits, standen sich die Oesterreicher und Preußen einander in Böhmen gegenüber, immer noch, wie es schien, bereit den Krieg über die Zukunft Baierns entscheiden zu lassen.

Maria Theresia, erschreckt von der drohenden Botschaft, welche ihr Joseph beim Beginn des Krieges durch den Großherzog von Toscana gesandt, hatte die Unterhandlungen mit dem König von Preußen abgebrochen, und sich schweren und traurigen Herzens in die Feindseligkeiten gefügt, um nur den gereizten Sinn ihres kaiserlichen Sohnes zu sänftigen.

Aber dennoch war es nicht zu einer entscheidenden Schlacht gekommen, denn indem die Kaiserin die Friedensunterhandlungen aufgab, hatte sie ihrem Sohn und ihren Feldherrn den strengsten Befehl ertheilt, niemals Angriffsweise zu verfahren, niemals eine Schlacht anzubieten, sondern ihr so lange als möglich auszuweichen, und eine Schlacht nur anzunehmen, wenn das Ablehnen nicht mehr mit der Ehre verträglich erscheine.

Indeß, das Schlachtenanbieten hatte dies Mal nicht in dem Plan und dem Willen des Königs von Preußen gelegen, und gleich Maria

Theresia schien auch Friedrich jede Schlacht vermeiden zu wollen, und der Entscheidung durch das Schwert sorgsam aus dem Wege zu gehen. Mit kühnem Geist hatte der König wohl die neue Fehde gegen Oesterreich, den alten Urfeind seines Hauses, aufgenommen, aber das Alter hatte doch die Schwingen seines Genius gelähmt, und mit verzweiflungsvollem Schmerz hatte der Feldherr so vieler Schlachten sich plötzlich jetzt auf dem Kriegsschauplatz als einen alten hinfälligen Greis gefühlt, dessen gichtkranke Hand wenig im Stande war, das Schwert zu führen, und dessen gebrochene Gestalt weniger für den Sitz auf dem Schlachtroß als für die Polster des Lehnstuhls sich eignete.

Verdrießlich, heftig und traurig, wie man ihn nie zuvor gesehen, war der König in diesem Feldzug immer gewesen, und die verdrießliche Laune des kranken Greises hatte den Heldengeist des Feldherrn gelähmt. Statt eine Schlacht zu wagen, hatte er sich mit Fouragiren und Plänkelgefechten begnügt, und das verzweifelnde, von Krankheiten, Noth und Entbehrungen auf das Aeußerste gebrachte preußische Heer hatte den von ihm besetzten Theil von Böhmen in eine Wüste verwandelt. Der Winter hatte sich endlich der Leiden Böhmens erbarmt; er hatte diesen Scheinkrieg, der wenig Blut, aber viel Thränen und viel Menschenwohl gekostet hatte, auf eine Zeitlang beendet, und die beiden feindlichen Heere hatten die Winterquartiere bezogen.

Maria Theresia hatte die Zeit, welche den thatendurstigen und kampfbegierigen Sohn zur Ruhe und zum Abwarten nöthigte, für ihre Wünsche zu benutzen gesucht, und war eifrig bemüht gewesen, auf's Neue den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen. Graf Mercy hatte im Namen der Kaiserin die Hülfe und den Beistand Frankreichs nachsuchen, und zugleich hatte Baron Thugut dem König von Preußen neue Friedensvorschläge machen müssen.

Bis heute hatte also Maria Theresia sich der freudigen Hoffnung hingegeben, diesen unseligen Krieg, den man in Norddeutschland den Kartoffelkrieg, in Süddeutschland den Zwetschkenrummel höhnend benannte, und der so viel Geld und so wenig Blut kostete, endlich durch einen Frieden beendet zu sehen, welcher nicht durch das Schwert des Kriegers, sondern durch die Feder des Diplomaten herbeigeführt worden.

Aber der heutige Tag hatte diese Hoffnungen der Kaiserin vernichtet. Zwei Couriere waren so eben eingetroffen, der eine aus Frankreich, der andere aus Böhmen von dem Kaiser. Mit dem ersten meldete der Graf Mercy, daß Frankreich es nicht bloß ablehne, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, sondern Oesterreich entschieden zur Beendigung eines Krieges rathe, den Frankreich zu seinem Bedauern für einen ungerechtfertigten und nicht zu billigenden Krieg von Seiten Oesterreichs erklären müsse.

Mit dem zweiten Courier war ein Brief Kaiser Joseph's angelangt, welcher der Kaiserin meldete, daß die Winterruhe vorüber sei, und der Krieg, wie er hoffe, nun in einer würdigeren und entschiedeneren Weise fortgesetzt werden solle. Schon sei den Oesterreichern das Kriegsglück günstiger gewesen, denn dem General Wurmser sei es gelungen, den Prinzen von Hessen-Philippsthal zu überrumpeln, und ihn sammt der preußischen Besatzung aus der Festung Habelschwert zu verdrängen. Auch bereite der Kaiser sich vor, jetzt mit seiner Armee dem König entgegen zu ziehen, ihn zu einer Schlacht zu zwingen, und Böhmen endlich von dem verhaßten, grausamen Feind zu befreien.

Das waren die Nachrichten, welche Maria Theresia so heftig erregt, und ihre Seele mit Angst und Schrecken erfüllt hatten.

Ich will endlich Frieden haben, einen entschiedenen, festen Frieden, sagte die Kaiserin ernst vor sich hin, immer noch auf und abwandelnd. Will nicht in den Tod gehen, belastet mit dem Schrecknis eines neuen Krieges, und verfolgt von dem Blut und den Thränen meines armen Volks. Nein, nein, es soll jetzt ein End' haben mit diesem Krieg, von dem alle Welt behauptet, daß er ein ungerechter ist, und der jetzt mein Gewissen belastet wie ein Verbrechen. Will aber Ruh' haben mit meinem Gewissen, will die Last abschütteln, auf daß ich mit freier Brust und leichtem Herzen dereinst zu meinem Franzel kommen kann, und nit nöthig hab', vor ihm mein Aug' zu Boden zu schlagen. Friede soll sein, ich will's, und denk' wohl ich bin noch immer die regierende Kaiserin, und kann wohl durchsetzen, was ich will! Und gleich heut soll's geschehen! Gleich heut will ich dazu thun, daß dies unselige Kreuz von mir und meinem Land genommen werde! Will den

Joseph schon zwingen, keine Schlacht zu wagen, und will's mir gar sehr verbitten, daß er Händel sucht und Schlachten anfängt. Ruhe soll werden, Ruhe und Frieden, und wenn mir der Joseph auch darüber zürnen wird, so denk' ich wohl, daß mein Volk, daß ganz Deutschland und ganz Europa mich dafür segnen wird, wenn ich den Frieden mach'!

Ganz erfüllt von diesem Gedanken trat Maria Theresia zu dem Schreibtisch hin, und ließ ihre Augen mit einem hastigen Blick über die Papiere und Bücher hinschweifen. Auf einmal flog eine glühende Röthe über ihr Antlitz hin, und ein zorniges Feuer blitzte in ihren Augen auf, als sie hastig ein Heft gedruckter Papiere emporhob.

Hat der Schrötter schon wieder eine Broschüre drucken lassen, sagte sie unwillig, bläst schon wieder die Lärmtrompet', und will beweisen, daß wir Recht haben, Baiern zu nehmen! Muß dem streitsüchtigen Menschen befehlen endlich den Mund zu halten, und sich nicht zu kümmern um Sachen, die ihn ganz und gar nichts angehen! Wills ihm heut gleich sagen, denn es soll und muß Friede sein, und die Schwerter und die Federn sollen ruhen. Will gleich in dieser Stund' den Kaunitz hier haben, und mit ihm berathen, was zu thun ist. — Die Kaiserin nahm die Handklingel von ihrem Schreibtisch und schellte. Zwei Boten! befahl sie dem eintretenden Kammerhusaren. Der eine an den Fürsten Kaunitz: ich lasse Se. Durchlaucht bitten, sogleich zu mir zu kommen. Der andere an den Hofrath von Schrötter: soll in einer Stund' zur Audienz hier sein!

Und jetzo, sagte die Kaiserin, als sie wieder allein war, jetzo überlegen wir einmal was zu thun ist, und wie ich's anfangen muß um mein Ziel zu erreichen.

Sie hatte sich auf den Fauteuil vor ihrem Schreibtisch niedergleiten lassen, und neigte sich über den Berg von Papieren und Aktenstücken, die da vor ihr lagen. Mit tiefem Ernst und besonnener Ruhe beschäftigte sie sich mit der Durchsicht derselben, bald die einen ganz zu Ende lesend, bald die andern rasch überfliegend und bei Seite schiebend.

Seh' nirgends einen Ausweg und einen Anknüpfungspunkt, sagte sie, sorgenvoll ihr Haupt schüttelnd, als sie eben noch einmal den

letzten Bericht ihres Gesandten in Paris gelesen hatte. Kann mich nit so weit demüthigen, daß ich noch einmal mich an den König von Preußen selber wend' und ihm abermals Friedensvorschläge mache. Er ist ein gar hochmüthiger Mann und wird zuletzt vermeinen, er könnt' noch unverschämtere Forderungen machen als er schon gemacht hat, und die Folge davon könnt' sein, daß ich, um die Beleidigung zu rächen, doch zuletzt mit dem Krieg Ernst machen müßt! Nein, es geht nicht, wieder unmittelbar mit dem König zu verhandeln. Aber wen nehm' ich als Mittelsperson? Frankreich hat es abgelehnt und die Marie Antoinette hat bei ihrem störrischen Mann nichts weiter ausrichten können, als daß er in dieser Sach' nit grad'zu und öffentlich gegen Oesterreich auftritt. Ist ein sehr wenig complaisanter Schwiesohn, der König Ludwig, und wenn nit die Marie Antoinette jetzt wieder in gesegneten Umständen wär' und man ihr daher alles Aergerniß ersparen müßt', so sollt' Frankreich wohl erfahren, daß Oesterreich sich wenig kümmert um seinen Beifall oder sein Mißvergnügen. Aber so müssen wir schweigen und den Uebermuth meines Schwiegersohnes hingehen lassen, und wenn die Marie Antoinette dies Mal einen Dauphin bekommt, so will ich ihrem störrischen König auch nit mehr gram sein! — Hab' sehr gerechnet auf Frankreichs Vermittelung und es kränkt mich gar sehr, daß es mich jetzt im Stich läßt und daß ich halt nit weiß — Aber da ist noch ein Schreiben von meinem Gesandten in Rußland, das ich noch nit gelesen hab'! Wollen sehen, was das enthält!

Die Kaiserin nahm das Papier und las, und während des Lesens nahm ihr Antlitz einen immer gespannteren und staunenderen Ausdruck an.

„Der König sehnt sich gar sehr, dieser russischen Hülfe überhoben zu sein, las sie halblaut. Die Kaiserin von Rußland ist bereit, ihm ein Hülfscorps zu stellen und hat schon ein solches an die Grenze von Galizien vorrücken lassen. Aber sie verlangt, daß dieses Hülfscorps nicht unter preußischem Obercommando stehe, sondern frei und selbstständig handeln solle; außerdem fordert die Kaiserin zur Fortsetzung ihres Türkenkrieges von dem König von Preußen Subsidien

im Betrage von zwei Millionen Thalern. Der König ist sehr ungehalten darüber und die sehr gefährliche Allianz der beiden Mächte ist durch diese stolzen und übermüthigen Forderungen Rußlands ein wenig gelockert worden. Dies wäre für Oesterreich ein günstiger Moment, um die Allianz ganz aufzulockern, Preußen mit Rußland zu entzweien und sich selber zum Alliirten Rußlands zu machen. Wenn die Kaiserin-Königin von Oesterreich es über sich gewinnen könnte, an die Kaiserin von Rußland zu schreiben und in einem freundschaftlichen Ton ihre Vermittelung anzurufen" —

Nein, unterbrach sich Maria Theresia in ihrer Lectüre, nein, das werde ich nimmer thun! Es ist gegen meine Ehre und gegen meine Prinzipien!

Sie warf das Papier unwillig bei Seite und ein düsteres Feuer brannte in ihren Augen. Werd' nimmer mich dazu hergeben, an diese fürchterliche Frau zu schreiben, welche über die Leiche ihres Gemahls hinweg sich zu dem Thron gedrängt hat, dessen Hoheit sie beschimpft durch ihr sittenloses Leben und die Schaar ihrer Favoriten und Liebhaber. Nein, nein, werd' nimmer die Freundin sein können dieser Kaiserin von Rußland und nie soll gesagt werden, daß die Maria Theresia sich so tief gedemüthigt habe, um Rußlands Freundschaft zu werben.

Und während sie so sprach, strahlte das Antlitz der Kaiserin in stolzer Entschlossenheit und der schöne und kühne Ausdruck ihrer schönen Jugendzeit verklärte einen Moment ihre Züge.

Das Eintreten des Kammerhusaren unterbrach jetzt die Kaiserin in ihrem Selbstgespräch. Der Bote, der auf Ew. Majestät Befehl zu dem Fürsten Kaunitz gesandt worden, ist eben zurückgekehrt, meldete der Kammerhusar. Se. Durchlaucht lassen Ew. Majestät um gnädige Verzeihung bitten, daß sie dem Befehl der kaiserlichen Majestät nicht gehorchen können. Der Herr Fürst ist krank und muß das Bett hüten, kann es auch morgen noch nicht verlassen!

Der helle Glanz war längst schon von dem Antlitz der Kaiserin gewichen, und mit finsterer Miene winkte sie dem Kammerhusaren, hinaus zu gehen.

Kenn' diese Art des Krankseins gar wohl, rief die Kaiserin unwillig, als sie wieder allein war, hab's alle Mal erlebt, daß mir der Kaunitz krank wird, wenn's eine zweifelhafte Sach' giebt und er es nit mit mir, aber auch mit dem Kaiser Joseph nit verderben möcht. Wie sich, wenn's draußen Gefahr giebt, der Fuchs in seinen Bau zurückzieht, so kriecht der Kaunitz jederzeit in sein Bett, wenn er nit weiß, ob er's mit mir oder dem Kaiser am besten halten soll. Wollt' auch, daß ich könnt' heute in mein Bett gehen, und die Augen schließen, und nichts sehen und nichts hören von Dem was da draußen geschieht! — Aber nein, fuhr die Kaiserin nach einer langen Pause fort, hab' nit das Recht dazu, muß schon tapfer auf dem Platz bleiben und mein Amt getreulich verwalten, und wenn mir der Kaunitz dabei nit helfen will, nun, so muß ich mir schon selber helfen. Die Sach' muß heut in Ordnung kommen und jede Minute Zögerung vergrößert die Gefahr, denn der Joseph ist gar streitsüchtig und will durchaus den Krieg! Ich will's nit leiden und ich darf's nit leiden! Oh mein Gott, zeig' mir also ein Mittel, wie ich's hindern kann!

Die Kaiserin begann wieder die Papiere durchzusehen und die Berichte ihrer Gesandten an den verschiedenen Höfen zu lesen. Während des Lesens verdüsterte sich ihr Antlitz mehr und mehr, steigerte sich die Angst ihrer Seele.

Alle diese Berichte brachten ihr Kunde von der Unzufriedenheit der Höfe, von dem Mißtrauen und Uebelwollen, mit welchem man überall auf Oesterreich hinblickte. Alle diese Berichte ermahnten zum Frieden, zur schleunigen Beilegung des Streites, damit nicht eine allgemeine Erhebung der europäischen Mächte und eine furchtbare Demüthigung des ganz allein stehenden und ganz verlassenen Oesterreichs die Folge längeren Widerstrebens sei.

Mein Gott, mein Gott, rief die Kaiserin mit hervorstürzenden Thränen der Angst, wie kann ich's hindern? Wie kann ich's ändern? Wo ist die Hand, die mich leiten, der Freund, der mir beistehen kann? Wo finde ich denn einen Vermittler, der mächtig und groß genug ist, um den Frieden anzubahnen? Wo —

Auf einmal stockte die Kaiserin und ihre Thränen versiegten.

ihren Wangen und krampfhaftes Schluchzen kam aus ihrer Brust hervor. Noch einen angstvollen, schaudernden Blick warf die Kaiserin auf den eben vollendeten Brief, dann schlug sie ihre beiden Hände vor hr glühendes, zuckendes Angesicht und weinte laut und bitterlich.

Allmälig legte sich der Paroxysmus ihrer Verzweiflung, verstummte das krampfhafte Schluchzen, das aus ihrer Brust hervor kam. Maria Theresia ließ die Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten, das jetzt todesbleich war.

Es muß zu Ende geführt werden, sagte sie mit zuckenden Lippen, alles Zaudern ist vom Uebel.

Sie nahm den Brief, faltete ihn zusammen und schrieb mit raschen Federzügen die Adresse: An Ihre Majestät die Kaiserin Katharina von Rußland!

Dann nahm sie die Klingel, aber dies Mal nicht die große silberne, mit welcher sie dem Kammerhusaren läutete, sondern eine kleine goldene, welche sie nur leise bewegte, so daß sie nur einen einzigen schrillenden Laut vernehmen ließ.

Sofort öffnete sich die kleine Tapetenthür, die in das zweite Bureauzimmer der Kaiserin führte, und der Geheimsekretair Koch erschien in derselben.

Die Kaiserin winkte ihn mit einer hastigen Handbewegung zu sich und reichte ihm den Brief dar.

Ein Courier an die Kaiserin von Rußland, sagte sie; sogleich soll er abgehen! Siegle Er den Brief, aber nehm Er zuvor Abschrift davon, damit wir dieselbe dem Kaiser, meinem Sohn, senden können. Alsdann schicke Er ihn ab! Hab' gethan, um was Er und viele meiner Diener mich schon lange gebeten! Hab' an die Kaiserin von Rußland geschrieben! Still, sag' Er kein Wort! Mein Herz ist noch nit stark genug, und meine Lippen wagen es noch nit, davon zu sprechen! Geh' Er und thue Er, wie ich ihm gesagt!

Der Geheimsekretär hatte das Kabinet noch nicht verlassen, als sich da drüben die Thür öffnete und der Kammerhusar hereintrat.

Der Hofrath von Schrötter, sagte er, ist kaiserlichem Befehl ge-

mäß so eben angelangt, und meldet sich Eurer kaiserlichen Majestät zur Audienz.

Ein Ausdruck wilder, grausamer Freude flog über das blasse Antlitz der Kaiserin. Ach, der Mann kommt mir eben genehm, sagte sie leise vor sich hin, bin grad' in der rechten Stimmung, ihn zu empfangen, und es wird mir das Herz leicht machen, ihm die Wahrheit zu sagen!

Sie winkte mit der Hand und befahl, den Hofrath von Schrötter eintreten zu lassen.

IX.

Fürstendank.

Der Hofrath von Schrötter, noch ganz entzückt über den kaiserlichen Befehl, der ihn zu der Ehre einer Audienz beschied, trat in das Kabinet der Kaiserin. Sein Herz klopfte hoch in freudiger Erwartung, alle seine Pulse schlugen, und das Blut kreiste mit hastiger Ungeduld durch seine Adern.

Die Stunde der Anerkennung und der Belohnung war endlich erschienen. Er hatte so lange sie erhofft, so lange ihr entgegen geseufzt. Sein ganzes Leben war Arbeit, Studium und Resignation gewesen; unter dem Actenstaub und hinter dem grünen Tisch der Kanzlei war seine Jugend verblüht; jetzt war er ein Mann von mehr als vierzig Jahren, und war doch niemals ein Jüngling gewesen, und hatte niemals in seinem Herzen einen andern Wunsch gehegt, als den Ehrgeiz sich einen Namen zu machen, mit Ehre und Anerkennung in der Reihe der Gelehrten eine Stelle einzunehmen, und eine Autorität zu werden in der juristischen Welt.

Und schon sah er sich dem Ziel so vieler Nachtwachen, so vieler

unter Actenstaub, in düstern Archiven durchlebten Tage näher geführt, schon nannten die Juristen seines Vaterlands ihn einen großen Mann, schon begann man in Deutschland den Namen des Schriftstellers zu nennen, der auf eine so geschickte Weise die Rechte Oesterreichs auf die bairische Erbschaft dargelegt. Es hatte nur noch an der Anerkennung des Kaiserhofes gefehlt, um seinen Namen mit dem hellen Sonnenglanz des Ruhms zu verklären, und ihm endlich den herrlichsten Lohn zu geben für seine treuen Dienste, für so viel Arbeit, Entsagung und vernichtete Jugendblüthen eines im strengen Dienst der Bureaukratie zerriebenen Herzens.

Und jetzt sollte ihm dieser herrliche Lohn werden, jetzt sollte er aus den Händen seiner Kaiserin den Lohn seiner Arbeit empfangen, von ihren Lippen das Lob seines Namens hören!

Dieser Gedanke war so überwältigend, daß der starke Mann davon seine hohe Gestalt zittern fühlte, und ein gewisses schlotterndes Beben seiner Kniee empfand, wie er es niemals zuvor gehabt, selbst damals nicht, als er vor den Herren Examinatoren stand, seine Examina machte und zum Doctor juris promovirte! — Matt und bleich, und doch unendlicher Freude voll, lehnte daher der Hofrath von Schrötter jetzt an der Thür des Kabinets der Kaiserin, und erwartete hochklopfenden Herzens die Erlaubniß der Kaiserin, sich ihr zu nähern.

Aber Maria Theresia öffnete ihre stolzen Lippen noch immer nicht zu dieser Erlaubniß. Sie saß unbeweglich auf ihrem Lehnstuhl und schoß zornvolle Blicke auf den gelehrten Herrn von Schrötter. Schwerer und immer schwerer zogen sich die Wolken auf ihrer Stirn zusammen, und endlich waren diese Wolken herangereift zu einem Ungewitter, das bereit war, sich mit Donner und Blitz über dem Haupt des unglücklichen gelehrten Juristen zu entladen.

Die Kaiserin ergriff die Broschüre, welche neben ihr auf dem Tisch lag, als sei sie ein Schwert, mit dem sie einem verhaßten Feind entgegen treten wollte, und sich langsam von ihrem Sitz erhebend, schritt sie durch das Gemach gerade auf den Herrn von Schrötter hin.

Hat Er das geschrieben? fragte die Kaiserin, indem sie ihm die Broschüre darreichte.

Ja, sagte Herr von Schrötter freudig, ich habe das geschrieben.

Lese Er einmal laut den Titel, befahl die Kaiserin.

Herr von Schrötter las: „Ihro Kaiserlich Königlich Apostolischen :ajestät Gerechtsame und Maßregeln in Absicht auf die baierische :bfolge.“ —

Und Seine erste Schrift, wie heißt die?

Sie führte den Titel: „Unparteiische Gedanken über verschiedene ·agen bei Gelegenheit der Succession Maximilian Joseph's.“

Er bekennt Sich also zu beiden Schriften?

Ich bekenne mich freudig dazu, Ew. Majestät.

Demzufolge ist Er also der Mann, welcher die Mitschuld trägt diesem unseligen Streit, der jetzt wieder einmal Deutschland durch- ;t? fragte die Kaiserin mit flammenden Blicken. Er ist es der Sich terstanden hat, Seine Feder zu einem Schwert zu machen, welches : Bande des Friedens zerhaut und das Blut tausender bis dahin edliebender und glücklicher Menschen kostet? Was hat Er, frage Ihn, zu schaffen gehabt mit dieser Sach'? Unparteiisch nennt ; Seine Gedanken? Und hat doch Seine Nas' nur in meine Archive steckt, um da etwas hervorsuchen, was Seinem Zweck dienlich war, ıd es ist Ihm richtig gelungen, da einige verstaubte Actenstücke zu ıden, aus denen Er der Welt meint beweisen zu können, daß Oester- :ch ein Recht hat auf Baiern. Und da hat Er's austrompetet in e Welt, und hat Wunder gemeint, was für ein Heldenstück Er sübt, und wie schön Er meine Sach' geführt hat.

Auch hatten Ew. Majestät mich selber durch den Herrn Fürsten n Kaunitz Ihrer Zufriedenheit versichern lassen, sagte Herr von chrötter schüchtern, und des Kaisers Josephs Wunsch war es, daß ich ıe zweite Schrift in dieser Sach' erließ.

Ich dank's Ihm nimmer, daß Er den Wunsch des Kaisers er- üllt hat, rief die Kaiserin heftig, denn Seine Tinte hat sich in Blut rwandelt, und was Er in behaglicher Ruhe in Seiner Studirstube ısgeheckt, das treibt jetzt meine armen Soldaten hinaus in Sturm ıd Kälte, es kostet ihren Müttern und Vätern Kummer und Sorge. Jas hat Er, frag' ich Ihn, Sich zu scheeren um all' diese Dinge?

Was kümmert Ihn der Kurfürst von Baiern und seine Erbschaft? Hat wohl gemeint, ich würd' aus Dankbarkeit für Ihn von der bairischen Erbschaft ein klein Stückel abfallen lassen, und Seine Schriften da würden Ihm zum Mindesten ein Landgut abwerfen?

Nein, Majestät, das hab' ich nicht gemeint, rief Herr von Schrötter erglühend, ich bin nur der Ansicht gewesen, daß es meine heilige Pflicht als Jurist und als Staatsdiener wäre, den Beweis zu führen, daß Oesterreich mit seiner Forderung an Baiern in seinem Recht sei!

Und in Seinem Hochmuth bildet Er Sich ein, daß Ihm das auch gelungen ist? fragte die Kaiserin hohnlächelnd. Denkt wohl, die Welt kümmert sich um Sein Geschreibsel, und wird Raison annehmen von dem Hahn, der da auf seinem Strohhaufen steht und kräht, und sich einbildet ein Adler zu sein und in die Sonne zu fliegen, bloß weil er eine Feder hinter'm Ohr hat? Beweisen wollt Er der Welt, daß Oesterreich im Recht sei mit seiner Forderung? Was geht's Ihn an? Was hat Er zu schaffen mit Oesterreich?

Es war meine Pflicht als Schriftsteller und Publicist, die Sache meines Vaterlandes zu führen, rief Herr von Schrötter bebend und erglühend vor Aufregung und Zorn.

Ja, ja, kenne diesen Hochmuth der Herrn Schriftsteller, sagte die Kaiserin verächtlich. Bilden sich ein, daß sie der Riese Atlas sind, der das Vaterland auf seinen Schultern trägt, und daß Alles über den Haufen fallen muß, wenn sie ihren Kopf fortziehen! Muß Ihm aber sagen, daß ich nicht so gar viel von den aufgeblasenen Herrn Scribenten halte, und daß mich bedünken will, die Welt wär viel glücklicher und die Regierungen hätten ein viel bequemeres Leben, wenn es gar keine Schriftsteller auf der Welt gäbe. Und müßt Ihr denn einmal durchaus schreiben und kommt's über Euch wie die Krankheiten, welche die Kinder durchmachen müssen, um gesund zu werden, nun meinetwegen, so singt den Mond an und die Sonne, erfindet Euch Romane, und macht Theaterstücke zum Amüsement der Leute, aber laßt Eure Händ' fort von dem, was Euch nichts angeht, und *scheert Euch nicht* um die Regierungen, von deren Thun und Treiben *Ihr gar nichts* versteht, und die ganz und gar nichts darnach fragen.

daß Eure neugierigen Augen und Eure superklugen Zungen da sind. Er hat's für Seine Pflicht gehalten, als Schriftsteller die Sach' Seines Vaterlandes zu führen? Das Vaterland wird wohl nit nöthig haben, mit seiner Sach' auf die Feder eines Schriftstellers zu warten, und wenn seine Sach' schlimm ist, wird Seine Tinte und Sein Gänsekiel daran nichts bessern können. Da hat Er geschrieen in die Welt hinaus, und auf Seinem Actenbündel und Seinen Documenten gegackert, daß Jedermann neugierig worden ist und Sein Geschreibsel gelesen hat. Und was ist der Erfolg davon gewesen? Daß hundert andere Schriftsteller in andern Landen auch gemeint haben, es sei ihre Pflicht, die Sach' in die Hand zu nehmen und Euch zu beweisen, daß Ihr Unrecht habt, und daß sie Recht haben. Und ein Federkrieg ist daraus geworden, daß man vermeinen sollt', der böse Geist sei unter die Gänse gefahren und habe ihnen die Federn ausgerupft, um sie Euch Schriftstellern hinter die Ohren zu stecken. — Und so habt Ihr Schriftsteller jetzt mit Eurem Geschreibsel die Köpfe verwirrt, daß Niemand mehr weiß, wer Recht und wer Unrecht hat, und daß, wenn Einer aufsteht und schreit: „Oesterreich hat Recht, der Herr von Schrötter hat's gesagt,“ gleich zehn Andere da sind, die schreien: „Preußen hat Recht, der Herr von Herzberg hat's bewiesen!“

Aber dieser Kampf gerade ist nothwendig, um endlich aus den gährenden Elementen die Wahrheit siegreich hervorsteigen zu lassen, sagte Herr von Schrötter mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme. Und deshalb bereue ich es auch nicht, jene beiden Schriften verfaßt zu haben, und deshalb bin ich noch immer überzeugt, daß sie genützt haben!

So? Er ist immer noch davon überzeugt? rief die Kaiserin, indem sie von der kühnen Entgegnung Schrötter's auf das Aeußerste gebracht, mit zornblitzenden und glühenden Wangen einen Schritt ihm näher trat, als wollte sie ihn durchbohren mit ihren Blicken und ihn mit ihrer drohend erhobenen Hand zerschmettern. Er meint immer noch, daß Seine Schriften genützt haben? Hör' Er denn, ich will *Ihm sagen*, was sie genützt haben! Sie haben dazu genützt,

daß der Kaiser, welcher ein Gelüst' auf Baiern hatte, sich damit vermeint rechtfertigen zu können, wenn er den Krieg um diese Erbschaft anfinge; sie haben dazu genützt, daß alle Welt Gelegenheit gehabt hat, die Documente, auf die wir unsere Ansprüche gründen, genau kennen zu lernen und zu prüfen, um sich zu überzeugen, daß sich gar Mancherlei sagen ließ gegen unsere Ansprüche. Sie haben dazu genützt, daß das Unheil des Krieges über mein Land ausgebrochen ist, daß das Blut meines Volkes vergossen wird um eine zweifelhafte Sach'! Sie haben dazu genützt, daß meine Nächte schlaflos und meine Tage voll Kummer sind, und daß ich endlich jetzt in der Verzweiflung meines Herzens, um das Unglück und den Krieg abzuwenden und meinem Oesterreich den Frieden wiederzugeben, mich so weit gedemüthigt hab', den Beistand Rußland's anzurufen, und die stolze und übermüthige Czarin zu bitten, daß sie diese Angelegenheit in die Hand nehme und Schiedsrichterin sei in diesem Streit, der ganz Deutschland zerfleischt und in Aufruhr setzt. Daran ist Er schuld, Er mit Seiner Juristen-Klugheit und Seinem superklugen Schriftstellerwesen, Er hat dies Elend und diesen Jammer verschuldet, und Er auch wird Schuld sein an meinem baldigen Tode. Denn ich sag's Ihm, dieser unselige Krieg hat mein Herz gebrochen, und ist der letzte Nagel worden zu meinem Sarg*). Wenn dann mein Volk weint und klagt, und ich hoff', es wird weinen und mich bedauern, dann zähl' Er die Thränen, und freu' Er Sich an dem Kummer, denn Er hat das verschuldet, Er hat mir mein Grab graben helfen, und ich werd' Ihm das gedenken, und aus der Stille meines Grabes hervor werde ich Ihn anklagen und meine zürnende Stimme soll Ihn verfolgen und Ihm keine Ruhe geben und keinen Frieden, denn —

Majestät, nicht weiter, ich beschwöre Sie, nicht weiter, rief Herr von Schrötter, indem er bleich, zitternd und angstvoll bis an die Thür zurückwich und mit weit aufgerissenen stieren Blicken die drohende, hochaufgerichtete Gestalt betrachtete, welche mit ihren zornblitzenden

---

*) Der Kaiserin eigene Worte.

Augen, mit ihrem glühenden Antlitz ihm als die zerschmetternde Göttin der Rache erschien.

Schonen Sie mich, ächzte er matt und zusammenbrechend, oder ich werde todt zu Ihren Füßen niederfallen.

Und das meint Er wohl, würde ein rechtes Unglück für Oesterreich sein, sagte die Kaiserin verächtlich, und es würd' gar nicht mehr vorwärts gehen können, wenn der Schriftsteller Hofrath von Schrötter die Feder nicht mehr führt! Sterben wird Er nicht von dem, was ich Ihm gesagt hab', aber daran gedenken soll Er Sein Lebenlang, und merken soll Er's Sich, daß ich nit will, daß Er noch einmal in dieser Sach', die Ihn gar nichts angeht, Seine Stimme zu erheben wagt, und daß ich Ihm ernstlich befehl', Seine Feder ruhen zu lassen. Das wollt' ich Ihm bloß sagen, und dazu hab' ich Ihn herrufen lassen! Jetzt kann Er gehen, ich habe Ihm nichts mehr zu sagen!

Aber ich habe Ew. Majestät noch Etwas zu sagen, rief Herr von Schrötter, ich muß mich vertheidigen!

Er muß Sich vertheidigen? sagte die Kaiserin, indem sie mit einem Blick glühender Verachtung die ganze Gestalt Schrötter's überflog. Vertheidige Er Sich vor Gott, wenn Er es vermag, ich bin nicht gewillt, Seine Vertheidigungen anzuhören!

Aber Ew. Majestät —

Still, unterbrach ihn Maria Theresia. Wer wagt es, noch zu reden, wenn die Kaiserin ihn entlassen hat? Es war an Ihm zu hören, aber nicht zu reden! Die Audienz ist zu Ende! Geh' Er heim, und ich rath' Ihm als gute Freundin, beherzige Er meine Worte wohl!

Sie nickte ihm kaum merklich mit dem Kopf einen Abschiedsgruß zu und that einige Schritte rückwärts. Aber als Herr von Schrötter auch jetzt noch nicht ging, als er es wagte die Lippen zu öffnen, als er mit leiser, aber fester Stimme sagte: Ew. Majestät müssen mich hören; — da trat die Kaiserin heftig zu dem Tisch und schellte so laut, daß das Tönen der Glocke die Worte des Sprechenden überdeckte.

Der Herr Hofrath von Schrötter ist entlassen, sagte die Kaiserin

zu dem eintretenden Kammerhusaren. Man öffne ihm die Thüren, daß er hinaus gehen kann!

Herr von Schrötter stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus; einen langen, traurigen Blick auf die Kaiserin werfend, verneigte er sich tief und trat dann schwankenden Schrittes und todesbleich in den Vorsaal zurück.

Maria Theresia schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter seiner hohen, gebeugten Gestalt geschlossen hatte, dann sagte sie aufathmend: Ah, das hat mir wohl gethan, und ich fühle mich leicht und frei, wie ich's seit langer Zeit ni. gewesen bin. Und jetzt, da ich mir die Last des Zorns von meiner Seel' herunter gewälzt hab', jetzt werd' ich auch nieder inbrünstigen und demüthigen Herzens zu meinem Herrgott beten und ihn in Demuth und Unterwürfigkeit anflehen können, daß er mir seinen Segen geb', damit das wohl gedeih', was ich heute unternommen hab'. Ja, beten will ich, und sogleich! Eine Meff' will ich hören, meine ganze Seele sehnt sich darnach!

Sie schellte die Diener herbei, befahl ihren Hofstaat zusammenzurufen, und den Hauscaplan zu benachrichtigen, daß die Kaiserin sofort eine Messe zu celebriren wünsche.

Eine Viertelstunde später begab sich Maria Theresia, gefolgt von ihren Damen, in den neben ihrem Wohnzimmer belegenen kleinen Vorsaal. Nichts war in demselben enthalten als einige Betpulte, und über dem großen Marienbilde da drüben brannte eine nie verlöschende Lampe. Maria Theresia ging feierlichen Schrittes zu dem ersten der Betpulte hin und ließ sich langsam auf demselben niedergleiten. Die Hofdamen knieten vor den andern Schemeln und hinter ihnen die minder hochgestellten Dienerinnen. Eine tiefe Stille trat ein, man hörte nichts als die leise gemurmelten Gebete der Kaiserin und ihrer Frauen. Auf einmal ließ sich ein Ton vernehmen, gleich dem Ton des Glöckleins in der heiligen Messe, ein schrillendes Geräusch folgte, wie von unsichtbaren Geisterhänden fortgeschoben öffnete sich auf einmal der mittlere leer gelassene Raum des kleinen Saals, und verschwand seitwärts unter dem getäfelten Fußboden, auf dem die Kaiserin mit ihren Damen knieete. Durch den weiten nun geöffneten

Kaum befand man sich plötzlich jetzt auf dem hohen Chor der neuen kaiserlichen Hauscapelle. Drunten vor dem Altar stand der Priester, hinter ihm die Chorknaben mit den Weihkesseln: leise ziehende, immer höher anschwellende Orgelklänge ließen sich vernehmen, aus den Weihkesseln stiegen blaue Wolken auf und kräuselten sich empor bis zu den Füßen der Kaiserin, die ganz Andacht und Frömmigkeit dem heiligen Dienst ihr Herz und ihren Sinn zugewandt hatte.

Während die Kaiserin also betete und ihrer Frömmigkeit Genüge that, kehrte Herr von Schrötter in seine Wohnung zurück, die er vorher mit so jauchzendem Herzen, so seligen Hoffnungen verlassen hatte. Nicht Einen Blick hatte er gehabt für seine alte treue Haushälterin, die ihm die Thür seines Hauses geöffnet hatte, und die er sonst immer mit einem freundlichen Wort zu begrüßen pflegte, mit einer zornigen Handbewegung hatte er den Diener zurückgewiesen, der ihm, da es die Stunde seines gewöhnlichen Mittagsmahls war, die Thür zu dem kleinen Eßsalon geöffnet hatte; ohne ein Wort zu sagen, war er an der geöffneten Thür vorüber die Treppe hinauf gegangen, langsam, schwankenden Schrittes, sich mühsam an dem Geländer haltend, als fürchte er rückwärts zu fallen, als sei ihm der Weg zu schwer, um ihn ohne Stütze zu gehen.

Drunten am Fuß der Treppe standen die alte Haushälterin und der langjährige Diener des Hofraths, und schauten starr vor Verwunderung ihrem Herrn nach, den sie niemals noch so bleich, so stumm, so schwach gesehen, und der ihnen jetzt nur wie der grausige Schatten dieses hohen, stolzen, thatkräftigen Mannes erschien, welcher vor kaum einer Stunde da dieselbe Treppe so raschen, mächtigen Schrittes hinabgekommen war.

Auf einmal schreckten sie Beide zusammen und horchten. Es war ihnen gewesen, als ob sie da aus dem Studirzimmer ihres Herrn ein Gelächter gehört hatten, aber ein so lautes, wildes, fürchterliches Gelächter, wie nur ein Wahnsinniger es ausstoßen kann. Dann wieder ward Alles still; die alte Haushälterin und der Diener, von seltsamen Schauern ergriffen, standen immer noch und lauschten. Jetzt ließ sich ein lautes Geräusch vernehmen, es war, als ob man mit Un-

gestüm die Meubles hin- und herrückte, dann klang es schwer und dumpf, als ob ein schwerer Gegenstand zur Erde fiel.

Das ist unser Herr! Es ist ihm ein Unglück geschehen! riefen Beide zugleich und sie eilten die Treppe hinauf und stürzten in das Studirzimmer ihres geliebten Herrn.

Da, mitten in dem Zimmer, umgeben von Büchern und Acten, den einzigen treuen Gefährten und Freunden seines arbeitsvollen, studienreichen Lebens, da lag Herr von Schrötter am Boden, bleich, keuchend wie ein Sterbender, überfluthet von seinem eigenen dampfenden Blut, das in hellen Strömen aus seinem Munde floß.

Er hat einen Blutsturz gehabt, jammerte die alte Haushälterin. Hülfe, schnell, schnell Hülfe!

Der Diener stürzte von dannen, um den Arzt zu rufen; aufgelöst in Thränen kniete die alte Haushälterin am Boden neben ihrem geliebten Herrn.

Er starrte sie an mit halberloschenen Augen, und um seine Lippen zuckte ein seltsames, geisterhaftes Lächeln.

Das ist Fürstendank! murmelte er so leise, daß seine Worte wie Seufzer verhallten. So lohnen es die Fürsten, wenn die Schriftsteller sich erinnern, daß sie ein Vaterland haben!

Was sagen Sie? fragte die alte Frau, die sich vergeblich bemüht hatte, seine Worte zu verstehen. Oh mein theurer, geliebter Herr! Sehen Sie mich nicht so starr an! Was ist es, das Sie beunruhigt?

Er machte eine Bewegung, als wollte er sich aufrichten, und hob den Kopf rasch empor. Das ist die Dankbarkeit Oesterreich's! sagte er mit lauter, schallender Stimme, das ist —

Sein Kopf sank kraftlos zurück und auf seinen Lippen zeigten sich wieder diese purpurrothen Tropfen, mit denen das Leben und der Geist aus dem gebrochenen Körper des schwer gedemüthigten Mannes zu entfliehen trachtete.

In diesem Moment trat der Arzt herein, gefolgt von dem athemlos keuchenden Diener. Leise hob man den Kranken empor und trug ihn auf sein Lager.

Der Doctor neigte sich zu ihm nieder und prüfte seinen Puls,

und ein tiefer Schatten flog über sein Antlitz. Er winkte die Haushälterin und den Diener in eine Fensternische.

Es ist keine Hülfe mehr, sagte er leise. Irgend eine furchtbare Nervenerschütterung, eine ungeheure Aufregung hat ihn überwältigt, und dieser Zustand ist die Folge davon. Es ist ein Blutsturz, von dem er sich nicht wieder erholen wird. Er hat nur noch einige Stunden zu leben! —

Maria Theresia, die fromme Kaiserin, lag noch auf ihren Knieen und betete die frommen, christlichen Gebete voll Liebe und Demuth, und Friede, Ruhe und Ergebung war in ihrem Herzen und leuchtete von ihrem Angesicht. Die Messe war noch nicht beendigt, und kein Gedanke der edlen frommen Kaiserin richtete sich reuevoll auf das arme Opfer ihres kaiserlichen Zorns, auf den beklagenswerthen Mann, der, während Maria Theresia betete, seinen letzten Todesseufzer aushauchte*).

X.

Friedrich der Große.

König Friedrich verweilte immer noch in seinem Lager zu Wildschütz, und vergeblich hoffte seine Armee von Tag zu Tag, daß endlich dieser Zustand des Harrens und der Unthätigkeit aufhören werde, daß endlich der König sich an die Spitze seiner Armee stellen, und das ersehnte Wort: „Vorwärts, dem Feind entgegen“ aussprechen werde. Sehnsuchtsvoll richteten sich an jedem Morgen die Blicke der Soldaten auf dieses kleine graue Häuschen da drüben zu Ende des Dörfchens, in welchem der König sein Quartier genommen; immer noch hofften sie, den König wieder zu sehen, nicht gebeugt, zitternd auf seinen

*) Diese ganze Scene ist historisch. Siehe Hormayr: Oesterreichischer Plutarch, Bd. 6.

Stab gestützt, wie er ihnen immer in diesem Krieg erschienen war, sondern hochaufgerichtet, mit flammenden Blicken, mit kühnem Schritt, wie er vor ihnen hergeeilt war zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

Aber diese Hoffnung war immer vergeblich gewesen; in thatenloser Ruhe mußten die Soldaten in ihrem Lager verweilen, und in diesem Lager herrschte Mangel an Allem, was nicht bloß zur Bequemlichkeit, sondern zur Nothdurft des Lebens gehörte. Es fehlte an Nahrungsmitteln für die Menschen, an Fourage für die Pferde, welche ihre Reiter nicht mehr zu tragen vermochten, sondern von ihnen mühsam fortgeführt werden mußten*). Krankheiten und Seuchen aller Art wütheten unter den Soldaten und machten die tapfersten Krieger traurig, siech und schwach wie Greise.

Längst schon verstummt war der fröhliche Gesang und das heitere Lachen, mißmuthig schlichen die Soldaten ihren täglichen Lagerbeschäftigungen nach, finster und mit heimlichen Flüchen erduldeten sie die Qual der Entbehrungen, des Hungers und der Krankheiten, und verstohlen richteten sich oft ihre Blicke hinüber nach dem jenseitigen Ufer der Elbe, wo die österreichischen Armeen lagerten. Da drüben herrschte Frohsinn und Heiterkeit, oft trug der Wind die Klänge der fröhlichen Lieder, mit denen die österreichischen Soldaten sich belustigten, hinüber zu den Preußen, und wenn sie zur Mittagszeit die hohen Rauchsäulen aus dem Lager der Oesterreicher aufwirbeln sahen, da ward den Preußen gar sehnsuchtsvoll und schmerzlich zu Sinn, und gar verbrecherische Gedanken von Desertion und Flucht regten sich in ihren zermarterten und geängstigten Seelen.

Und nicht Alle vermochten diesen verlockenden schlimmen Gedanken zu widerstehen. Das fröhliche Lied, die wirbelnden Rauchsäulen, welche sie den langentbehrten Genuß warmer, kräftiger Fleischspeisen ahnen ließen, die Verzweiflung ihrer trostlosen Lage, die Hoffnung, sich den Krankheiten zu entziehen, die im preußischen Lager wütheten, das Alles war es, was die armen Preußen verführte. Um mehr schon

*) Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. 1. S. 157.

als achttausend Mann, die theils zu den Oesterreichern desertirt, theils den Krankheiten erlegen waren, hatte sich das preußische Heer seit dem Beginn dieses Feldzugs verringert, und doch wär noch keine einzige Schlacht geschlagen, doch hatte der Krieg sich immer nur auf Scharmützel, kleine Vorpostengefechte und gegenseitige Neckereien beschränkt.

Wie oft hatten die preußischen Soldaten, zitternd vor Kampfbegier, den Oesterreichern so nahe gestanden, daß der Marsch eines halben Tages genügt haben würde, um ihnen gerade gegenüber zu sein, und wie freudig wären sie bereit gewesen, mit den Oesterreichern endlich den entscheidenden Kampf zu wagen, und wär's auch nur gewesen, um ihnen ihr gut eingerichtetes Lager und ihre Eßwaaren abzugewinnen!

Aber immer wieder, wenn sie der Entscheidung glaubten ganz nahe zu sein, hatte der König, als sähe er den herausfordernden Feind da drüben nicht, es vermieden, den Kampf zu beginnen, und statt des Kampfes war den Soldaten nur das Fouragiren erlaubt.

Indeß auch dies war schon eine Erlaubniß, von welcher die preußischen Soldaten wenig Vortheil mehr zu ziehen vermochten, und das wenig dazu geeignet war, ihren Hunger und ihre Noth zu lindern. Das arme Böhmen war ausgeplündert und leer, es bot den Hungernden keine Hülfsmittel, den Kranken keine Pflege mehr dar; denn die Böhmen, voll Haß und Ingrimm gegen den Feind, der mit so schonungsloser Grausamkeit ihnen ihr Eigenthum nahm und ihre Felder verwüstete, die Böhmen waren zu ganzen Schaaren aus dem vom Feinde besetzten Theil Böhmens ausgewandert, und hatten sich hinüber gerettet zu den Oesterreichern. Und dennoch bestand der König darauf, daß sein Heer noch ferner seinen Unterhalt aus Böhmen ziehen müsse, und alle Vorstellungen, alle Bitten seiner Generäle hatten bei ihm nur ein übelgelauntes, mürrisches Nein! zur Antwort gehabt.

Dieses fortgesetzte Nein! hatte endlich das Herr zur Verzweiflung getrieben, und seit einigen Tagen herrschte unter den Soldaten eine Gährung und Aufgeregtheit, welche die Officiere zu ängstigen begann, und die sie weder durch Drohungen, noch durch gute Worte mehr zu beschwichtigen vermochten.

Wir wollen dem König unsere Noth klagen! Wir wollen mit dem König selber sprechen, und er muß uns hören wenn er noch der alte Fritz ist! riefen die Soldaten wild durcheinander, und mit diesem Ruf wälzte sich ein Haufen Artilleristen dem Quartier des Königs zu.

In Reih und Glied stellten sie sich vor demselben auf, die blitzenden, herausfordernden Augen unverwandt auf die Fenster gerichtet, hinter denen der König verweilte.

Wir wollen unsern König sprechen! Hurrah! Es lebe unser König! brüllten die Soldaten. Wo ist unser alter Fritz! Will der alte Fritz die Klagen und Bitten seiner armen Soldaten nicht mehr hören?

Ich will sie hören! sagte eine sanfte Stimme, die indeß doch das Geschrei der Soldaten übertönte, und in dem geöffneten Fenster erschien der König in seiner wohlbekannten Uniform, mit dem Hut auf dem Kopf.

Die Soldaten empfingen ihn mit lautem, dreimaligen Hurrahruf, und aller Noth, alles Unheils vergessend, strahlten ihre Augen vor heller Liebeslust, erglänzte das Roth der Freude auf ihren eingefallenen Wangen.

Was wollt Ihr? fragte der König, als der Jubel verstummt war.

Zuerst wollten wir unsern König sehen, sagte einer der Soldaten, indem er vortrat und im Namen seiner Kameraden das Wort ergriff. Ja, wir wollten endlich einmal den alten Fritz wieder sehen, denn wir konnten's schier gar nicht mehr glauben, daß unser großer König noch bei uns sei in diesem jammervollen Lager, und uns ohne Erbarmen hier so umkommen und hungern sähe!

Ihr seht jetzt, daß ich da bin, sagte Friedrich mit einem sanften Lächeln, und Ihr seht, daß ich auch nicht viel besser dran bin, als Ihr. Oder meint Ihr, daß dies hier ein passendes Schloß ist für Euren König?

Eine elende Hundehütte ist's, rief der Soldat, und alle seine Gefährten riefen es empört ihm nach, eine elende Hundehütte ist's!

Seid Ihr bloß gekommen, um mir das zu sagen? fragte der König, als wieder Stille eingetreten war.

Nein, Herr König, zuerst wollten wir Euch sehen, und dann —

Nun, und dann?

Dann wollten wir Euch bitten, unserer Noth ein Ende zu machen. Kann unser König uns nicht satt machen, so muß er wenigstens unsere Pferde sättigen. Der Mensch kann wohl schon eine Zeitlang Hunger und Durst vertragen, und als ein rechtschaffener Soldat ausharren trotz Entbehrung und Noth, aber das arme Vieh hat kein Ehrgefühl und kennt keine Pflichten, und wenn's eben hungert, so wird's krank, und kann sich nicht zusammen nehmen und sich nicht auf die Zukunft vertrösten. Es kann bloß hungern oder sterben. Und wenn unsere Pferde noch lange hungern sollen, so sterben sie, und es ist ein Unrecht vor Gott und den Menschen, wenn man das arme Vieh, das sich nicht selber helfen kann, hungern läßt, und darum, Herr König, darum sind wir hergekommen, und flehen Euch an: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Das ganze Corps brüllte und schrie es nach: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Und immer wilder, immer fanatischer ward dieser Ruf, denn mit Entsetzen hatten die Soldaten gesehen, daß der König sein Fenster geschlossen hatte, und in den Hintergrund seines Zimmers zurückgetreten war. Die Verzweiflung gab ihnen Riesenkräfte, wie Donner rollte ihr Ruf: Fourage! Gebt uns Fourage für unsere Pferde!

Auf einmal rief eine machtvolle gebieterische Stimme: Still Ihr Alle! Still sage ich!

Sie kannten Alle diese Stimme gar wohl, diese Stimme, welche sie so oft zu Siegen und Schlachten geführt, und vor der sie auch jetzt mit erzitterndem Herzen verstummten.

Da dicht vor ihnen, auf der kleinen, aus elenden Feldsteinen aufgeführten Treppe, die zur Thür des Hauses führte, stand der König, und hinter ihm drängten sich seine Generäle und Adjutanten in buntem Gemisch durch einander, und von allen Seiten eilten die Stabsofficiere herbei, und stellten sich zu beiden Seiten des Königs neben der Steintreppe auf.

Sire, sagte einer der Generäle leise zu dem König, sollen w die Empörer mit Gewalt forttreiben?

Ein zorniger Blick des Königs traf den Fragenden wie ein zer schmetternder Blitz.

Und warum sollten wir das? fragte er scharf. Warum wollten wir meinen armen Soldaten das Recht nehmen mir ihre Klagen mitzutheilen, da das Ohr meiner Generäle taub und verstopft dagegen zu sein scheint? Sprecht, meine Kinder, sprecht, was wünscht Ihr von mir?

Futter für unsere Pferde, Herr König, denn unsere Pferde fallen um, wie die Fliegen!

Der König wandte sich wieder seinen Generälen zu. Seht, sagte er, sie zornig anblickend, diese braven Leute fordern nichts für sich, sie verlangen nur, daß man für ihre Pferde sorgt. Sie haben Recht! Weshalb sorgen meine Herrn Generäle nicht dafür, daß Ordnung herrscht, und daß meine Soldaten gehörig verproviantirt sind? Warum läßt man nicht besser fouragiren?

Sire, wagte einer der Generäle zu sagen, alles Fouragiren in dieser Gegend ist unnütz. Wir haben auf Befehl Eurer Majestät fouragirt, so lange es noch ein Heubündel, eine gefüllte Scheune, eine Rauchkammer und Küche gab. Jetzt gleicht die ganze Gegend rings umher einer öden Wüste.

Der König schaute den kühnen Sprecher mit zornblitzenden Augen an. Leere Ausflüchte, rief er rauh und mit jener Verstimmung, welche ihn seit Beginn dieses Feldzugs niemals verlassen hatte. Ihr seid es, die meinen Soldaten die Fourage entzieht, und während Eure Pferde im Ueberfluß schwelgen, müssen die Pferde meiner armen Soldaten verhungern.

Aber Ew. Majestät —

Kein aber! Ich weiß, daß es so ist, und ich befehle daher, daß die Herrn Generäle, Adjutanten und Stabsofficiere meiner Suite sofort alle die Fourage, die sich bei ihnen findet, hierher vor die Thür meines Quartiers schaffen lassen. Die Soldaten der reitenden Artillerie da sollen so lange hier stehen bleiben und warten, bis die Fou-

ge kommt, damit sie davon ausgetheilt bekommen*). Seid Ihr's frieden, Kinder?

Ja, Herr König, wir sind's zufrieden! riefen die Soldaten wild rcheinander, jubelnd, lachend und fröhlichen Muthes, wie man sie nge nicht gesehen.

Aber mit düstern Gesichtern, mit finstern Mienen standen die eneräle da, tief ergriffen von dem unerwarteten und demüthigenden efehl, den der König erlassen.

Friedrich indessen schien die Verstimmung seiner Generäle gar cht zu gewahren. Er stand, auf seinen Krückstock gelehnt, den Hut f in die Augen gedrückt, und schaute zur Erde nieder. Nur zuwei- n, wenn ein Soldat, mit einem Heubündel beladen, daher kam, und n vor der Thür ablud, warf der König einen raschen Blick darauf n und senkte ihn dann schnell wieder nieder.

Die Artilleristen, welche erst laut gejubelt und gelacht hatten, aren allmälig still geworden und blickten mit angstvollen, fragenden esichtern bald auf den König und seine Generäle, bald auf die we- gen Bündel Heu, welche von den dazu commandirten Soldaten, un- r Anführung eines Officiers, aus den Quartieren der königlichen uite herbeigeschafft wurden.

Endlich näherte sich der Officier dem König und meldete, daß s Geschäft zu Ende sei und daß sich nirgends mehr in den Quar- ren ein Bündel Heu auffinden lasse.

Der König schaute empor und ließ einen fast traurigen Blick auf e kleinen Hügel von Heubündeln hinüber gleiten.

Das ist Alles, was Ihr gefunden habt? fragte er.

Alles, Sire!

Nun, rief er den Artilleristen zu, theilt Euch in das, was da ist. Wenn die Herren meiner Suite eigennütziger gewesen wären und mehr für re Pferde zurückbehalten hätten, würdet Ihr jetzt mehr bekommen ben. Aber Ihr seht, meine Herrn Generäle und Adjutanten sind ave und tapfere Krieger, wie Ihr. Hatten auch nur das Nothdürf-

*) Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. I, S. 158.

tigste, und da Ihr ihnen auch dies noch nehmt, werden ihre Pferde hungern, wie die Euren, wenn Ihr nicht tüchtig zu fouragiren versteht. Habe Euch nur den Beweis geben wollen, daß wir Alle nicht besser daran sind wie Ihr, und daß die Herren meiner Suite nicht im Ueberfluß schwelgen, wenn Ihr darbt. Jetzt nehmt, was da ist, und verlangt nicht von mir, daß ich Euch gebe, was ich nicht habe.

Die Artilleristen standen noch immer still und ohne sich zu rühren da, fast beschämt nach dem Heu hinüberschielend. Aber die Gesichter der Generäle und Adjutanten hatten sich aufgeklärt, und mit Blicken voll Bewunderung und Liebe schauten sie auf den König hin, der ihnen eine so glänzende Ehrenerklärung gegeben, und dessen seltsamen Befehl sie erst jetzt verstanden.

Der König indessen schien jetzt ebensowenig ihre erheiterten Gesichter zu bemerken, als vorher ihre düstern. Er schaute mit ernsten, sorgenvollen Mienen nach den Soldaten, die sich jetzt mit wilder Begierde auf das Heu gestürzt hatten, und einander in wahrer Angst den Besitz der einzelnen Bündel streitig machten. Er sah, wie Wenige nur glücklich und triumphirend, mit einem Bündel Heu beladen, von dannen zogen, wie Viele aber leer, mit unverhohlenem Mißmuth sich abwandten und ihren Zelten zuschlichen*).

Auch der König wandte sich ab, stumm und ohne Gruß ging er an den Generälen vorüber in das Haus und kehrte in sein Zimmer zurück.

Jetzt, als er sich allein und unbeobachtet fühlte, wich die strenge Ruhe aus dem Antlitz des Königs. Mit einer verzweiflungsvollen Geberde warf er seinen Hut von sich, und ließ sich auf den ledernen Lehnstuhl, das einzige Meuble, das sich außer einem Tisch und einem Bett in diesem düstern, kleinen Gemach befand, niedergleiten.

Es geht nicht mehr so, murmelte der König vor sich hin, wir müssen Ernst machen im Guten oder im Bösen! Wir müssen vorwärts oder rückwärts gehen! Dieser Krieg ist nichts als eine Misère, nichts als das Werk eines erschöpften Greises, der keine Kraft und

*) Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. 1, S. 158.

keinen Schwung mehr besitzt. Wie oft, ach wie oft habe ich nicht in diesem Feldzug Boileau's Verse wiederholt:

„Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant
De peur, que tout à coup essoufflé, sans haleine
Il ne laisse en tombant son maître sur l'arène.“*)

Warum ich diesen Krieg begonnen habe? Warum bin ich nicht in meinem Land geblieben, nur beschäftigt, mein Volk glücklich zu machen und seinen Wohlstand zu sichern!

Der König schwieg, und schwer aufseufzend senkte er sein Haupt tiefer auf seine Brust. So saß er eine lange Zeit, ganz hingegeben seinen sorgenvollen Betrachtungen. Aber auf einmal richtete er sein Haupt empor und aus seinen großen Augen blitzte jetzt wieder das kühne Feuer seines Heldengeistes.

Warum ich diesen Krieg unternommen habe? fragte er mit lauter, voller Stimme. Ich habe ihn unternommen für deutsche Ehre und deutsches Recht! Wie schwer die Last des Krieges meinem Alter auch sein mag, ich will sie mit Heiterkeit ertragen, wenn ich nur dadurch den Frieden und die Ruhe Deutschlands für die Zukunft consolidiren kann. Ich habe diesen Feldzug nicht begonnen aus Uebermuth, sondern ich habe ihn begonnen, weil ich den tyrannischen Principien einer habgierigen Regierung einen Damm entgegensetzen, und einen ungemäßigten Ehrgeiz zurückdrängen mußte, der keine Grenzen kennt, als die, welche eine hinlänglich starke, feindliche Macht ihm anweist**).

Deshalb bin ich in den Kampf gezogen, und deshalb will ich auch ausharren, bis ich der Gerechtigkeit und der deutschen Ehre zum Siege verholfen habe. Aber dieses Zaudern und diese Unthätigkeit muß jetzt ein Ende haben, es demoralisirt meine Soldaten und nimmt ihnen das Vertrauen auf ihre eigene Kraft. Entweder Vorwärts, oder Rückwärts! Vorwärts also!

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Supplément aux Oeuvres posthumes. Vol. III., pag. 49.

**) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Vol. 12, pag. 36.

Gleichsam, als habe dies Wort ihn selber electrisirt, sprang der König rasch von seinem Lehnstuhl empor, und das kühne Feuer seiner Heldenzeit blitzte wieder in seinen Augen auf.

Vorwärts also! rief er noch einmal, und mit einer hastigen Bewegung griff er nach der Handklingel und schellte.

Sogleich die Herrn Generäle und Stabsofficiere hierher beschieden, befahl er dem eintretenden Kammerdiener. In einer Viertelstunde müssen die Herren hier sein!

Alsdann ging er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt ein wenig in den Nacken zurückgelehnt, langsam auf und ab. Eine edle Begeisterung leuchtete von seinem Angesicht, ein kühnes Feuer blitzte aus seinen Augen, der Greis von achtundsechszig Jahren hatte sich wieder in den Helden so vieler siegreichen Schlachten verwandelt, und die unverwelkten Lorbeeren früherer Tage glänzten wieder auf seiner hohen Stirn.

Mit diesem Gesicht und diesen Feueraugen der Vergangenheit begrüßte der König seine Generäle, die genau zu der befohlenen Zeit eintraten, und erwartungsvoll und schweigend sich in dem kleinen, niedern Gemach aufstellten.

Der König ging auf und nieder und wartete, bis sie Alle versammelt waren, dann blieb er mitten in dem Gemach stehen, und ein Blitz seiner Augen fuhr an den Gestalten seiner Generäle hin.

Messieurs, sagte der König laut, wir brechen morgen von hier auf.

Die Generäle empfingen diese Nachricht in ehrfurchtsvollem Schweigen.

Wir gehen morgen über die Elbe und dem Feind entgegen! sagte der König mit lauterer Stimme.

Bei diesem Wort strahlten alle Gesichter auf, wie von einem Sonnenstrahl getroffen, und wie aus einem Munde riefen Alle: Es lebe unser König! Er lebe hoch!

Der König bemühte sich ein strenges Gesicht zu machen. Still, Ihr alten Knaben, sagte er, was sollen denn die jungen Burschen da draußen thun, wenn Ihr schon solch' Geschrei macht! Seid Ihr also freudig, und meint, es müsse gelingen, den Uebergang über die Elbe

zu machen? Red' Er zuerst, General-Major von Keller, Er hat Sich in der Affaire des Arrieregardegefechtes das Recht erworben, überall mitzusprechen. Was meint Er, werden wir die Elbe passiren können?

Wir werden es, Ew. Majestät. Ich habe gestern bei einer Recognoscirung einen Punkt entdeckt, wo wir hinüber können, ohne von den Kugeln des Feindes allzusehr molestirt zu werden.

Gut! Jetzt Ihr andern Herrn! Sagt mir Eure Meinung!

Der König hörte mit Aufmerksamkeit den Urtheilen seiner Generäle zu, und sein Antlitz ward immer heiterer und freudiger.

Ich sehe, daß wir Alle übereinstimmen, sagte er dann, und daß wir Alle entschlossen sind, den Angriff endlich zu wagen. Vorwärts also! Mögen sich meine Soldaten morgen ihre Fourage im Lager der Oesterreicher suchen. Jetzt, Messieurs, nehmen Sie Ihre Schreibtafeln, ich will Ihnen die Ordres du jour für morgen ertheilen.

Und mit dem alten gewohnten Feuer, dem scharfen klaren Geist seiner großen Tage dictirte Friedrich seinen Generälen seine Ordres, wies er Jedem seine Stelle an in der Schlacht, zu welcher er morgen die Oesterreicher zu zwingen beabsichtigte.

Jetzt zu Pferde, meine Herren, zu Pferde, sagte er dann. Ich habe Ihnen, als wir Berlin verließen, versprochen, an den Tagen der Schlacht an Ihrer Spitze und zu Pferde zu sein, und ich werde Wort halten. Ueberall, wo die Gefahr ist, werden Sie auch den König finden. Gott Mars muß einmal ein Auge zudrücken und mir meine siebenundsechszig Jahre in Gnaden verzeihen! Heute will ich einen Proberitt machen, damit mein alter Leib es inne wird, daß die Zeit träger Ruhe vorüber ist! Zu Pferde also! Der General-Major von Keller soll uns die Uebergangsstelle an der Elbe zeigen.

XI.

Der Abschied von der Flöte.

Wenige Minuten später standen die Pferde des Königs und seiner Suite bereit, und Friedrich schritt lebhaft hinaus, um sich in den Sattel zu schwingen. In jugendlicher Hast trat er heran und hob den Fuß empor, aber dann flog ein schmerzhaftes Zucken durch seine Gestalt, und er mußte den Fuß wieder sinken lassen.

Der Heldengeist hatte des Körpers vergessen und der Gicht, die ihn seit einigen Wochen wieder plagte. Aber der kranke Körper war jetzt doch mächtiger als der kühne Geist, der ihn bewohnte und lähmte seine Schwingen.

Friedrich mußte es sich gefallen lassen, von seinen Lakayen auf sein Pferd gehoben und auf den Sattel gebracht zu werden. Aber einmal im Sattel und die Füße in den Bügeln, drückte er seinem Pferde so heftig die Flanken, daß es hoch aufbäumte und im rasenden Galopp vorwärts jagte.

Vielleicht hatte der König, indem er das that, einer augenblicklichen Regung seines Zorns über seine eigene Hinfälligkeit nachgegeben, vielleicht wollte er seinen Begleitern beweisen, daß er noch immer der kühne und gewandte Reiter von ehemals sei.

Aber wieder hatte er nicht an sein Alter und seine Hinfälligkeit gedacht, und wieder erinnerten die heftigen Schmerzen ihn daran, die ihm die rasche Bewegung seines Pferdes verursachte.

Er hielt es an und erwartete seine Suite, die im vollen Galopp ihm gefolgt war.

Langsam, meine Herren, lassen Sie uns langsam reiten, sagte der König matt. — Sie ritten langsam weiter, der König schweigsam und stumm, die Generäle verstohlene Blicke der Angst auf den König werfend, dessen Antlitz immer bleicher ward, dessen Lippen zitterten, wie von großen Schmerzen.

Aber er ertrug seine Qual, und keine Klage, kaum ein Seufzer

entfuhr seinen Lippen. Wenn sein Körper ihm Schmerzen verursachte, war sein Geist doch noch mächtig genug, sie zu überwinden oder mindestens zu ertragen. Erst als er die Stelle erreicht, die vom General von Keller als zum Uebergang tauglich bezeichnet worden, und als er sie genau besichtigt hatte, wandte er sein Pferd um und kehrte in das Lager zurück.

Aber vor seinem Quartier angelangt, genügte es nicht, den König vom Pferde zu heben, wie man ihn hinaufgehoben. Man mußte ihn bis in sein Zimmer und bis zu seinem Lehnstuhl tragen, denn die ungewohnte Anstrengung hatte seine Glieder steif und unbeweglich gemacht.

Als er auf seinem Lehnstuhl niedergelassen war, winkte der König heftig mit der Hand und befahl Allen, hinauszugehen. Er wollte allein sein, er mußte allein sein, um sich zu sammeln, um Niemand seine Schmerzen zu zeigen.

Mit einem tiefen Seufzer legte er sein Haupt zurück an die Lehne des Stuhls, und wieder murmelten seine schmerzlich zuckenden Lippen: Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant! — Dann schwieg er und schloß die Augen, und saß eine lange Zeit unbeweglich da, schweigend, verloren in ein schmerzliches und bitteres Nachdenken.

Es ist vorbei mit mir, murmelte er dann leise vor sich hin, und zum ersten Mal vielleicht nicht im leichten Spott, sondern aus tiefer Ueberzeugung sich der Worte der Bibel bedienend, fuhr er fort: Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach! — Die Jugend hat mich verlassen und das Alter mit seinem Krückstock und seinem Aschenmantel hockt vor meiner Thür, und es findet mich allein!

So sprechend ließ der König einen langen, schmerzvollen Blick in dem öden, düstern Gemach umherschweifen. Auf einmal zuckte es wie ein freudiger Blitz in seinen Augen auf, und seine Blicke hefteten sich mit einem immer sanftern, mildern Ausdruck auf den Tisch — auf den kleinen, dunklen, mit Leder bezogenen Kasten, der da zur Seite der Papiere und Landkarten stand. —

In diesem Kasten war seine Flöte, die treue Freundin seiner guten und seiner schlimmen Tage, die langjährige Gefährtin des Heldengreises. Er hatte sie in der letzten Zeit vernachlässigt, und nicht Ein-

mal hatte er in der Mißstimmung, die ihn während dieses Feldzugs verfolgte, seine Flöte aus ihrem Gefängniß entlassen.

Jetzt aber streckte er die Hand nach ihr aus, jetzt fühlte er, daß es ihren schmeichelnden Tönen vielleicht gelingen möchte, seine Qualen zu lindern, und daß er ihr allein sie zu klagen vermöchte.

Komm, meine Freundin, komm, sagte er leise, ich will Dir meine Schmerzen klagen, und ich weiß, daß Du besser als die Menschen mein Herz verstehen wirst!

Er setzte die Flöte an die Lippen und begann zu blasen. Aber auch die Flöte schien alt geworden zu sein und schwach, wie ihr königlicher Freund! Mühsam nur und zitternd kamen die Töne aus ihr hervor, jeder Ton begleitet von einem leisen Zischen und Pfeifen, wie als ob der Wind durch zerfallene Ruinen pfeift*). Mitten in dem angefangenen Adagio unterbrach sich der König und ließ die Hand, welche die Flöte hielt, langsam niedergleiten.

Es ist vorbei! sagte er mit einem lauten, schmerzlichen Seufzer. Der letzte Sonnenstrahl aus den Tagen meiner Jugend ist erloschen! Oh beneidenswerthe Jugend! Sie kann wenigstens ihre Schmerzen noch singen, wenn sie von keinen Freuden mehr zu singen hat! Das Alter aber muß ganz und gar verstummen und schweigend sein großes Leid, über das die Menschen lachen würden, in sich hinein fressen!

Er schwieg und seine großen blauen Augen, in denen noch das ewige, unvergängliche Feuer der Jugend erglänzte, richteten sich mit einem Ausdruck tiefen Schmerzes, vorwurfsvoller Klage zum Himmel empor. — Das Alter hatte die Schwingen des Adlers gebrochen und ihn, den kühnen Bewohner sonniger Höhen, verurtheilt, gleich den niedern Sterblichen auf der Erde umherzukriechen, und ihre Misère zu erdulden. Er würde darüber nicht geklagt haben zu den Menschen, aber er klagte es dem Himmel und den Höhen, zu denen er sich nie mehr aufschwingen sollte!

---

*) Der König mußte zur Zeit des baierischen Erbfolgekrieges das *Flötenblasen aufgeben* wegen seiner zitternden Hände und des Verlustes seiner *Vorderzähne*. Preuß: Friedrich der Große. Th. 1, S. 211.

Immer noch schaute der König schweigend, mit zuckenden Lippen empor und seine Augen füllten sich mit Thränen, die langsam über seine Wangen niederflossen.

Der König wehrte ihnen nicht, denn er war allein mit Gott und seinem Schmerz, oder er war sich seiner Thränen vielleicht nicht einmal bewußt, bis sie von seinen Wangen niederrollten auf die Hand, welche auf seinem Schooß ruhte und welche noch immer die Flöte hielt.

Diese brennende Thräne schien Friedrich aus seinem Schmerz zu erwecken; er senkte seinen Blick nieder auf seine Hand und ein rührendes, trauriges Lächeln überflog sein Angesicht.

Nun, sagte er leise, es wird einem alten Manne wohl erlaubt sein, über der Leiche seiner letzten und einzigen Jugendfreundin eine Thräne zu vergießen! Nun will ich sie begraben!

Er legte die Flöte in ihr Futteral, und wie er dann den Deckel krachend schloß, klang es wie das Rollen der ersten Scholle auf einem frischen Grab.

Der König hatte ein Gefühl, als ob es so sei; in sich erschauernd, setzte er den Kasten auf den Tisch.

Sie ist begraben, sagte er. Lebewohl auf Nimmerwiedersehen!

In diesem Moment vernahm man von draußen lautes Jubeln und Singen, und tausend und abertausend Stimmen riefen: es lebe unser König! Es lebe der alte Fritz!

Sie jubeln, weil sie die Nachricht erhalten haben, daß es morgen zur Bataille gehen sollte! sagte der König leise. Aber ihre Hoffnung ist umsonst, wie die meine! Es hieß vorwärts oder rückwärts! Da ich nicht mehr vorwärts kann, muß ich mich wohl entschließen, rückwärts zu gehen. Wir werden morgen aufbrechen gen Schlesien, wenn auch nicht besiegt vom Kaiser, so doch von meinem Alter, und das ist, weiß Gott, die schlimmste aller Niederlagen, denn man kann sie nicht mit neuen Lorbeeren auswetzen.

Draußen jubelten und schrieen die Soldaten noch immer; allmälig läuterte sich aber dieses wüste Schreien und Jubeln zu reinern Tönen, und ein vielstimmiger Gesang schmetterte durch die Luft und machte die Fensterscheiben des Königlichen Gemachs erbeben, als ob

leise Geisterhände daran klopften, um den König zu erwecken aus seiner Trauer und ihn zurückzurufen in die Tage der Vergangenheit.

Denn es war ein Lied aus schönern Zeiten, was die Soldaten sangen, und mit vollen Orgeltönen tönte es zu Friedrich herein, dieses Lied der Erinnerung an seine große Zeit, und hoch auf seufzte der König, als seine Soldaten jetzt sangen:

„Vom sternenhellen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeldt —
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg!
Er wog, und Oestreichs Schale sank
Und Preußens Schale stieg*).

Und Preußens Schale stieg! wiederholte Friedrich leise. Ich werde sie nicht mehr steigen lassen und die goldenen Tage sind für mich vorbei! Nun, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wenn ich es nicht thue, so mögen es meine Nachfolger thun, mögen sie Preußens Schale hoch emporsteigen lassen! Ich habe gethan, was ich konnte! Wenn ich aber jetzt statt vorwärts rückwärts gehen muß, so bin nicht ich daran Schuld, sondern das Alter und die Gicht, und ich kann nicht wie Cicero's weiser Lehrer Posidonius bei einem Schmerzensanfall ausrufen: „oh Gicht, Du magst es anstellen, wie Du willst, nie werde ich gestehen, daß Du ein Uebel seiest." Ich bemühe mich, den Schmerz zu ertragen, aber ich fühle ihn. Nun, und vielleicht ist's gut, daß es so ist, denn diese Schmerzen bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele bald zu verlassen. Und ich sage mit Marc Aurel: „man unterwerfe sich Allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen, ohne Murren!"**)

---

*) *Gleim*, Lieder eines preußischen Grenadiers.

**) *Des Königs* eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes Vol. 12. S. 47.

Draußen hatten die Soldaten ein anderes Lied angestimmt, und lauter und vieltausendstimmiger noch als zuvor sangen sie jetzt:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
So flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Tempi passati! seufzte der König, aber es flog doch schon wieder ein leises Lächeln durch sein Antlitz hin und seine Augen begannen wieder zu leuchten. Er hörte dem fröhlichen, übermüthigen Lied andächtig zu, und immer heller ward sein Antlitz und immer strahlender sein Blick.

Eh bien, man muß die Dinge eben so nehmen, wie sie kommen, sagte er nach einer langen Pause fast heiter. Kann ich nicht mehr fechten und nicht mehr Flöte blasen, so kann ich doch noch schreiben und meine Zunge rühren. Und meine Feder und meine Zunge sollen jetzt den Herrn Franzosen immer noch möglichst lästig fallen! Mein Lobgedicht auf Voltaire ist noch nicht ganz vollendet, ich will's heute zu Ende bringen, damit es in der Akademie zu Berlin zur Gedächtnißfeier des gestorbenen Dichterkönigs vorgelesen werden kann*). Freilich wird die französische Akademie mein Französisch wieder tüchtig kritisiren, aber wie soll man in Böhmen richtig Wälsch schreiben? Ich thue, was ich kann, aber ich weiß wohl, daß meine Arbeit nicht dessen würdig ist, den sie feiern soll; jedenfalls benutze ich die Freiheit meiner Feder, um in Berlin das laut vortragen zu lassen, was man in Paris sich kaum in's Ohr zu sagen wagt.**)

Der König zog den Tisch näher zu sich heran, und die Feder nehmend, begann er an dem Manuscript zu schreiben, das aufgeschlagen auf dem Tisch vor ihm lag.

*) Voltaire war im Mai 1778 gestorben, und im Lager zu Böhmen dichtete Friedrich seine Lobrede auf ihn, die alsdann Ende des Jahres in einer außerordentlichen Sitzung der Akademie zu Berlin vorgelesen und darauf gedruckt ward.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres posthumes, Vol. 12. S. 35.

XII.

Waffenstillstand.

Tiefe Ruhe herrschte um ihn her; die Soldaten, welche ihr Lied dicht vor den Fenstern des Königs begonnen hatten, waren jetzt weiter hinab in das Lager gegangen, und ihr fröhlicher Gesang verhallte in der Ferne.

Der König schrieb hastig weiter; auf einmal ward die Stille durch ein schüchternes Klopfen an der Thür unterbrochen, und auf des Königs Ruf trat sein Kammerdiener herein.

Sire, sagte er, der Herr, welcher schon zweimal zu Ew. Majestät in's Lager gekommen, ist wieder da und bittet um Audienz.

Der König zuckte zusammen in freudigem Schreck und seine großen Augen richteten sich mit so flammenden, durchbohrenden Blicken auf den Kammerdiener, daß dieser ganz verschüchtert die Augen senkte.

Thugut, der Baron Thugut ist wieder da? fragte der König.

Ich weiß nicht, ob er so heißt, Sire, er sagte, ich sollte Eurer Majestät den Secretair des Fürsten Gallizin melden!

Er ist's, er ist's, murmelte der König. Laß den Herrn sogleich zu mir eintreten!

Hätte der Kammerdiener gewagt aufzuschauen, so würde er gesehen haben, welch' ein strahlendes Lächeln das Antlitz des Königs erhellte und wie freudig seine Augen aufleuchteten.

Aber dieses Lächeln und diese leuchtenden Blicke waren längst schon wieder verschwunden, als der Baron Thugut eintrat, und der König empfing ihn mit vollkommen gleichgültigem und ruhigem Gesicht.

Nun, mein Herr Baron, sagte er, die tiefen Verbeugungen des heimlichen Abgesandten der Kaiserin von Oesterreich mit einem kaum merklichen Kopfneigen erwidernd, Sie kommen zum dritten Mal? *Wenn der böse* Feind zum dritten Mal kommt, muß er entweder die *arme Seele erbeuten*, oder er muß auf immer auf sie verzichten.

Sire, ich fürchte, er muß auf immer auf sie verzichten, sagte Thugut lächelnd, vorausgesetzt, daß Ew. Majestät mir gnädigst gestatten wollen, Ihr schmeichelhaftes Wort auf mich zu beziehen und mich für den bösen Feind gelten zu lassen.

Und Sie finden das schmeichelhaft? fragte Friedrich lächelnd.

Ja, Sire, denn der böse Feind oder der Teufel ist ein gar großer und mächtiger Herr, und ich, der leider nicht das Glück hat an Gott zu glauben, ich glaube an den Teufel.

So? Und weshalb glauben Sie an den Teufel und nicht an Gott?

Weil ich dem Teufel überall begegnet bin und überall in jeder Stadt seinen Thron aufgerichtet gesehen habe, während ich die Spuren Gottes überall vergeblich gesucht habe unter den Menschen und seine Throne nirgends entdecken konnte.

Für einen Abgesandten der Kaiserin Maria Theresia sind das sehr freie Ansichten, sagte der König lächelnd. Aber lassen Sie hören, was bringen Sie mir? Nun muß ich Ihnen zu allererst sagen, daß ich nicht gesonnen bin, die alten Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Die Kaiserin Königin hat meine letzten Vorschläge entschieden abgelehnt und damit sind sie für immer beseitigt. Wenn Sie also nichts wollen, als neue Vorschläge machen, neue Bedingungen, unter denen Sie Baiern, oder ein Stück von Baiern gewinnen wollen, so sage ich Ihnen zum Voraus: Es ist umsonst! Ich unterhandle nicht mehr! Oesterreich muß seine Ansprüche auf Baiern fahren lassen und Deutschlands Gesetze heilig halten, oder es muß mit Waffengewalt erkämpfen, was wir ihm nimmer gutwillig lassen werden.

Sire, ich komme auch nicht mit den alten Vorschlägen, sondern mit einem ganz neuen Vorschlag, den ich im Namen der Kaiserin Königin Eurer Majestät vortragen soll. Hier sind meine Creditive, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, dieselben anzusehen, und hier habe ich die Ehre, Ew. Majestät ein eigenhändiges Schreiben meiner Souverainin zu überreichen.

Und das da? fragte der König, auf eine mit Bindfaden zu-

sammengebundene Rolle Papier deutend, die der Baron noch in der Hand hielt.

Das da, Majestät, sind meine Acten und Documente, sämmtliche zwischen Ew. Majestät und der Kaiserin Königin gepflogene Verhandlungen enthaltend.

Ich glaube Ihnen schon bemerkt zu haben, mein Herr, daß ich mich auf Verhandlungen nicht mehr einlassen will, sagte Friedrich rasch, und ohne eine Antwort abzuwarten, erbrach er das Schreiben der Kaiserin und überflog es rasch.

Baron Thugut benutzte diese Zeit, um mit vollkommenster Seelenruhe den Bindfaden, der seine Acten zusammenhielt, zu lösen und die Papiere auf einem Stuhl auszubreiten.

Dieser Brief hier enthält weiter nichts, als Ihre Beglaubigung, mein Herr Baron. Die Kaiserin beruft sich im Uebrigen auf die mündlichen Aufträge, die sie Ihnen gegeben. Reden Sie also, Herr Baron.

Sire, die Kaiserin Königin, beseelt von dem lebhaften Wunsch, ihren Völkern und ganz Deutschland den Frieden wiederzugeben, und die Ruhe Europa's aufrecht zu erhalten, hat die Vermittelung Rußland's und Frankreich's angerufen, um die Streitigkeiten zu schlichten, die zu der Kaiserin Königin tiefstem Schmerz zwischen ihr und Eurer Majestät ausgebrochen sind. Damit nun diese beiden Mächte, welche Beide sich geneigt und willig erklärt haben, die ihnen angebotene Vermittlerrolle zu übernehmen —

Sagen Sie richtiger, unterbrach ihn der König lebhaft, daß diese beiden Mächte der Kaiserin Königin den dringenden und etwas peremptorisch ausgesprochenen Rath gegeben haben, ihren Ansprüchen auf Baiern zu entsagen und Frieden zu machen! —

Baron Thugut verneigte sich und fuhr fort: Damit nun diese beiden Mächte ihr Vermittelungswerk glücklich zu Stande bringen können und der Friede während dieser Zeit durch keine militairischen Zwischenfälle gestört werden kann, schlägt Ihre Majestät die Kaiserin Königin Sr. Majestät, dem König von Preußen, vor, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen, der mit dem heutigen Tage beginnen soll.

Der König hatte bis dahin Thugut mit großen, forschenden Augen angesehen, jetzt bei dessen letzten Worten schlug er plötzlich die Augen nieder, vielleicht, um den schlauen Diplomaten nicht in seinen Augen die freudige Ueberraschung wegen seines willkommenen Vorschlags sehen zu lassen.

Sind Sie durchs Lager gekommen? fragte der König nach einer Pause.

Ja, Sire!

Haben Sie den Jubel meiner Soldaten gehört? Hat man Ihnen gesagt, daß ich morgen über die Elbe gehen will, um Ihrem Kaiser eine Schlacht anzubieten, und daß ich meinen Generälen schon ihre Ordres ertheilt habe?

Ja, Sire, ich habe Alles das gesehen und gehört!

Und in dem Augenblick, wo ich den entscheidenden Kampf beginnen will, wo meine Soldaten jauchzen vor Kampfeslust, kommen Sie und verlangen Waffenstillstand. Sie sehen, daß ich nur aus persönlicher Rücksicht auf die Wünsche der Kaiserin mich jetzt noch entschließen könnte, ihr zu willfahren und den Waffenstillstand anzunehmen, und daß Sie mir im Namen Ihrer Monarchin einige Garantien für einen für mich und für Deutschland ehrenvollen Frieden geben müssen. Lassen Sie also hören.

Baron Thugut nahm jetzt seine Acten, die er auf den Tisch vor dem König hinlegte, und die diplomatischen Unterhandlungen begannen.

Es war eine lange Unterredung, welche der König mit dem heimlichen Gesandten der Kaiserin hatte, und als nach derselben der König den Baron Thugut entließ, sagte er, leicht mit dem Kopfe nickend: Nun wohl denn, ich will der Kaiserin dieses Opfer bringen. Ich nehme den Waffenstillstand an, und statt morgen, wie ich beabsichtigte, vorwärts über die Elbe zu gehen, werde ich morgen rückwärts nach Schlesien gehen, und meine Armee die Winterquartiere einnehmen lassen.

Und Ew. Majestät versprechen gnädigst, der Kaiserin Königin billige Friedensbedingungen zu machen und dieselben dem russischen Gesandten Fürsten Repnin mitzutheilen?

Ich verspreche es, und die Kaiserin Königin möge fest auf die Erfüllung meines Versprechens rechnen! Leben Sie wohl!

Der Gesandte wandte sich der Thür zu, aber schon im Begriff dieselbe zu öffnen, ward er vom König zurückgerufen.

Herr Baron, sagte der König mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem er auf den Bindfaden deutete, welcher von den Akten abgefallen und auf dem Tisch des Königs zurückgeblieben war, Herr Baron, Sie haben da etwas vergessen, nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück. Ich bereichere mich nicht gern mit dem Eigenthum Anderer.*)

Baron Thugut, ein wenig beschämt, steckte seinen Bindfaden zu sich und entfernte sich.

Der König schaute ihm mit einem sinnenden Lächeln nach, dann, als er verschwunden war, wandten sich seine leuchtenden Augen langsam dem Himmel zu. Ist das nun Zufall oder Schicksal? sagte er leise. Wer von ihnen Beiden hat mir diesen ehrenvollen Ausweg aus meinen Nöthen bereitet? Vespasian hat gesagt: „ein Kaiser muß stehend sterben.“ Vielleicht gelingt's mir auch noch, so zu sterben!

XIII.

Der Friede zu Teschen.

Und so ist es denn mit dem Krieg zu Ende, seufzte Joseph, einen traurigen Blick auf die Depeschen werfend, mit denen der Courier so eben aus Wien im Lager eingetroffen war. Und so ist es denn auch zu Ende mit meinen Hoffnungen! Ich verlasse das Schlachtfeld nicht mit einem Lorbeerkranz, sondern mit einer Narrenkappe, und Jedermann wird das Recht haben, mich zu verlachen, und meiner Heldenthaten zu spotten! Mag es drum sein! Ich werde wohl noch eines Tags Gelegenheit finden, diesen Flecken von meiner Stirn fortzulöschen, und der Welt zu beweisen, daß ich nicht der Narr bin, für welchen man mich halten muß, und daß ich wohl im Stande gewesen wär,

*) Des Königs eigene Worte.

it meiner Armee von dreimalhunderttausend Mann Besseres zu leisten, 's unthätig und zwecklos umher zu ziehen, und mit feiger Kriegs-:wandtheit jeder Schlacht aus dem Wege zu gehen. Oh, jetzt wünsche h mir nicht mehr den Tod! Ich habe ihn mir oft erfleht, als den)efreier von all diesen Fesseln, welche meine Brust zerdrücken, jetzt ber flehe ich zu Gott, daß er mir das Leben läßt, so lange noch :ßt, bis ich frei bin, bis ich mein Schwert ziehen und mich rächen nn an Denen, die mich beleidigten! Wenn ich ihn aber alsdann ıdlich errungen habe diesen Lorbeer, nach dem sich mein Herz sehnt, 'enn ich die Schmach und Lächerlichkeit dieser Tage auslösche, und :it den Siegesfanfaren einer großen Schlacht das elende Geklimper :eses Zwetschkenrummels begraben habe, dann, mein Gott, dann bin h's zufrieden, zu sterben und auszuruhen von diesem großen Kampf ıit den Verhältnissen, in denen ich bis jetzt immer noch der Unter-egende gewesen! Dann, — aber nein, unterbrach sich der Kaiser, ein, keine Klagen mehr. Alles dies ist unnütz, und es ist jetzt keine ;eit mehr zu melancholischen Betrachtungen! Es muß gehandelt)erden, Lacy und Loudon müssen sogleich hier sein, und dann —

Eben öffnete der Adjutant die Thür und meldete die Feldmarschälle acy und Loudon. — Der Kaiser ging ihnen lebhaft entgegen, und :ichte ihnen seine beiden Hände dar.

Depeschen aus Wien, meine Herrn Feldmarschälle, sagte Joseph, ıit der erhobenen Hand auf die Papiere deutend, die auf dem Tisch m Fenster lagen. Ich habe sie gelesen, und bitte, daß auch Sie Beide Kenntniß davon nehmen. Lesen Sie, meine Freunde, lesen Sie!

Die beiden Herren traten zu dem Tisch, und während sie alsdann ie Papiere lasen, ging der Kaiser mit hastigen Schritten, sein Antlitz ıckend von innerer Bewegung, auf und ab.

Haben Sie gelesen, Loudon?

Ja, Sire, ich habe gelesen.

Und auch Sie, Lacy?

Auch ich, Majestät!

Nun denn, so bitte ich die Herren, mir Ihre Meinung zu sagen. Was ist zu thun?

Zu schweigen, und sich zu unterwerfen, sagte Loudon mit einem tiefen Seufzer.

Die Waffen niederzulegen, und ruhig abzuwarten, was die Herren Gesandten aller Mächte in Teschen zu Stande bringen werden!

Ja, ja, Ihr habt Recht, sagte Joseph mit einem spöttischen Lachen, es ist nichts weiter zu thun! Dreimalhunderttausend Mann stehen da kampfgerüstet und warten nur des Wortes, das ihnen erlaubt ihr Schwert zu erheben, und auf den verhaßten Feind los zu gehen. Ein Kaiser und zwei große und berühmte Feldherrn sind bereit, dieses von einer großen tapfern Armee ersehnte Wort zu sprechen, aber ihre Lippen verstummen vor dem Ton einer schwachen Weiberstimme, die aus Wien herübertönt. Dreimalhunderttausend Schwerter senken sich vor den Federn von sieben Diplomaten, die sich in Teschen versammeln, um einen Frieden zusammen zu leimen, der nicht haltbarer sein wird wie ein Kartenhaus, und den wir gezwungen sind zu respectiren. Oh wahrlich, es ist ein lustig Ding um diesen Krieg! Länger als ein Jahr ziehen zwei Armeen in künstlichen Windungen nebeneinander her, bramarbasirend, und von Heldenthaten träumend, und sich doch mit kleinen Scharmützeln, mit Fouragiren und Plänkeleien begnügend. Millionen sind ausgegeben, Städte und Dörfer sind niedergebrannt, Tausende von Menschen irren obdachlos umher, unbebaut und wüste liegen ganze Landstriche da, und alle Greuel des Krieges sind über Deutschland gekommen, nur der Krieg selber nicht! Und doch ist Deutschland besiegt, und doch legt dieser Friede, den sie in Teschen zusammen leimen werden, Deutschland eine Kette an, die es nimmer und nimmer wieder von seinem Nacken streifen wird, und die ihm viel Wunden und viel Blut kosten wird! Ihr seht mich verwundert an, als ob Ihr mich nicht verständet. Habt Ihr die Note nicht gelesen, welche die Kaiserin von Rußland an Oesterreich gesandt hat?

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte Joseph zu dem Tisch hin, nahm eins der Papiere auf und hob es hoch empor. Dies Papier, sagte er heftig, enthält nur Worte, aber es sind eben so viel Dolchstöße, welche Rußland der Freiheit und Unabhängigkeit von Deutsch-

land in's Herz stößt. Rußland macht sich damit zum Garanten deutscher Verfassungen, deutscher Freiheit und deutschen Rechts. Rußland giebt sich das Ansehen, als wäre es berechtigt, in den Angelegenheiten Deutschlands nicht bloß eine vermittelnde, sondern eine entscheidende Stimme zu haben, und als müßten die deutschen Fürsten sich gehorsam seiner Entscheidung unterwerfen. Wahrlich, Ludwig der Vierzehnte hat niemals stolzer und anmaßender Deutschland gegenüber gesprochen als es Katharina von Rußland jetzt thut!*) Und denken zu müssen, daß wir selber es sind, welche Rußland das Recht gegeben, so zu sprechen, daß wir selber das unglückliche Deutschland an die Kette gelegt, und es zu einem Vasallen von Rußland gemacht haben! Oh erst nach langen Zeiten und nach schweren Erfahrungen wird man begreifen, welch' eine Last man Deutschland aufgelegt hat mit der russischen Protection und Vermittelung, und wenn die böse Sieben der Gesandten in Teschen jetzt die Angelegenheiten Deutschlands auf ihre Weise ordnet, so wird Oesterreich nicht bloß Baiern verlieren, sondern Deutschland wird seine Freiheit und Unabhängigkeit verlieren an Rußland. Und Ihr meint, daß ich mich dem unterwerfen soll, daß ich, der deutsche Kaiser, schweigen soll zu dieser Demüthigung, daß ich, der Mitregent von Oesterreich, den Frieden unterzeichnen soll, den sie wider meine Ansicht und meinen Willen da zurechtmachen wollen?

Ew. Majestät sind in dieser Sache nur der Mitregent, sagte Lacy traurig. Maria Theresia ist die regierende Kaiserin, in ihrer Hand allein lag die Entscheidung und sie hat entschieden!

---

*) Die Note, welche Katharina von Rußland an Oesterreich richtete, war nicht eine Antwort auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia, sondern war schon vor dem Eintreffen desselben von Petersburg abgegangen. Die Czarin ermahnte darin die Kaiserin, die Verfassungen und Verträge Deutschlands heilig zu halten, und drohte, daß wenn Oesterreich sich nicht entschlösse, nach aller Billigkeit und Menschlichkeit sich mit Preußen und den andern Mächten zu vergleichen, sie, die Kaiserin von Rußland, in ernsthafte Betrachtung werde ziehen müssen, was sie dem Interesse Deutschlands, dem Interesse der Prinzen, die ihre Freunde seien und ihre Unterstützung nachgesucht hätten, und vor Allem ihren Verpflichtungen gegen Alliirte schuldig sei. Siehe Adam Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia S. 569.

Nun wohl denn, sie hat entschieden, rief Joseph heftig, aber auch ich habe entschieden. Entsinnen Sie sich, Lacy, was ich meinem Bruder sagte, als er zu mir hierher kam? Ich sagte ihm, daß wenn die Kaiserin einen Frieden eingehen wolle, der nicht der Ehre und den Rechten Oesterreichs entspräche, ich nicht zu ihr nach Wien zurückkehren, sondern in irgend einer andern deutschen Stadt meine Residenz aufschlagen würde.

Ich entsinne mich dessen, Sire!

Und ich frage Sie Beide, halten Sie diesen Frieden, den wir haben werden, für ehrenvoll? Glauben Sie, daß es sich mit der Ehre Oesterreichs, daß es sich mit meiner persönlichen Ehre verträgt, wenn die Diplomatie jetzt diesen Krieg entscheidet, in welchem unsere Schwerter nicht eine einzige entscheidende That wagen durften?

Feldmarschall Lacy antwortete nur mit einem Achselzucken und einem schweren Seufzer.

Feldmarschall Loudon murrte halblaut vor sich hin: c'est une chienne de guerre diplomatique*).

Der Kaiser betrachtete mit glühenden Augen diese beiden hochherzigen tapfern Krieger, die jetzt so kleinlaut und niedergeschlagen ihm gegenüber standen.

Ich werde nicht nach Wien zurückkehren, sagte er dann entschlossen. Die Welt soll mindestens sehen, daß ich nicht Theil habe an dieser Demüthigung Oesterreichs, an diesem Unglück Deutschlands. Ich werde nicht nach Wien zurückkehren, sondern in Frankfurt oder Aachen meine Residenz aufschlagen. Mögen Sie jetzt entscheiden, meine Herren, ob Sie mir folgen, und mit der Armee mir die Treue bewahren wollen oder ob Sie einsam mich fortziehen lassen wollen als einen Kaiser ohne Land, ohne Unterthanen und ohne Freunde?

Für einen Soldaten giebt es da keine Wahl, sagte Loudon traurig. Ich habe der Kaiserin Treue und Gehorsam geschworen! Bis zu ihrem Tode bin ich der Soldat der Kaiserin, und nur ihr darf ich gehorchen und dienstbar sein!

Der Feldmarschall hat Recht, sagte Lacy traurig, unsere Pflicht

---

*) Loudon's eigene Worte.

bindet uns an die Kaiserin, und der Soldat darf niemals zögern, seine Pflicht zu erfüllen. Aber auch Ew. Majestät sind Soldat, auch Sie haben der Kaiserin Treue geschworen, und Sie dürfen Ihren Fahneneid nicht brechen.

Aber ich habe auch Deutschland Treue geschworen, ich habe auch gegen Oesterreich heilige Pflichten zu erfüllen, rief Joseph heftig.

Aber Ew. Majestät, erwiderte Lacy, werden diese heiligen Pflichten gegen Oesterreich schlecht erfüllen, wenn Sie Sich jetzt von der Kaiserin trennen, wenn Sie Ihrem Volk das traurige Beispiel einer Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn geben, wenn Sie den Feinden Ihres Oesterreichs gestatten, von dieser Uneinigkeit Vortheil zu ziehen, und von der Nachgiebigkeit der Kaiserin Concessionen zu erhalten, die Ew. Majestät durch Ihre Gegenwart zu verhindern im Stande wären. Oh Majestät, ich beschwöre Sie, geben Sie einen Vorsatz auf, der für Oesterreich ein Unglück wäre, haben Sie den Muth, Sich selber zu überwinden, und über Ihr gedemüthigtes und empörtes Herz den Panzer strenger Pflichterfüllung zu legen. Das Schicksal hat Ihnen in diesem unseligen Kriege nicht gestatten wollen, Sich als ein Held der That zu zeigen; seien Sie also ein Held des Leidens, und tragen Sie Ihren gerechten Schmerz mit einer großen starken Seele!

Ach Lacy, Sie wollen aus mir einen Märtyrer machen! seufzte der Kaiser mit einem traurigen Lächeln. Das Märtyrerthum ist eine gar traurige Berühmtheit, und man muß erst sich an tausend Wunden verblutet haben, um sie zu erlangen. Und Sie, Loudon? fragte der Kaiser, sich an den Feldmarschall wendend, der bisher schweigend und verdrießlich vor sich hingestarrt hatte. Nicht wahr, Sie begreifen meinen Zorn, und billigen meinen Plan? Denn ich weiß, auch Sie haben mit schwerem Herzen den Jammer dieses Krieges ertragen, ich weiß, auch Sie haben nur mit kummervollem Sinn sich dem Befehl der Kaiserin gefügt und die Gelegenheit unbenutzt gelassen, dem Feinde eine Schlacht zu liefern und sich neue Lorbeern zu pflücken. Ich weiß, daß Ihr tapferes und kühnes Herz nichts sehnlicher wünscht, als die Fortsetzung dieses Krieges, daß Sie meine Empörung und meinen Schmerz begreifen, und es daher auch billigen werden, wenn

ich nicht heimkehren will nach Wien, nicht unterthänig und gehorsam mich diesen Friedensbedingungen fügen will, von denen ich im Voraus weiß, daß sie demüthigend und schmachvoll für Oesterreich sein werden.

Der greise Feldmarschall neigte ernst sein Haupt, und seine kleinen grauen Augen richteten sich mit einem düstern Feuer auf das bewegte Antlitz des Kaisers.

Ew. Majestät haben Recht, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, Oesterreichs Nachgiebigkeit in dieser Sache wird ihre herben Früchte tragen; ich begreife daher den Unwillen vollkommen, mit dem Ew. Majestät dem bevorstehenden Frieden entgegensieht, und betrachte jedes rechtliche Mittel, solchen Friedensschluß zu verhindern, als ein Gebot der Staatsklugheit.

Oh, rief Joseph mit strahlenden Augen, Loudon giebt mir Recht, Loudon billigt meinen Entschluß, nicht nach Wien zu gehen! Das rechtfertigt mich vor meinen eigenen Augen, und giebt mir die Gewißheit, daß ich den kühnen Schritt wagen darf!

Ew. Majestät haben mich nicht zu Ende sprechen lassen, sagte Loudon ernst. Ich sagte, jedes rechtliche Mittel sei Ihnen erlaubt, den Friedensschluß zu hintertreiben. Aber das Mittel, welches der Zorn Eurer Majestät gerathen, ist kein rechtliches Mittel. Das Schauspiel eines Zwistes zwischen Mutter und Sohn ist in jeder Hinsicht ein beklagenswerthes und trauriges.

Aber habe ich nicht Recht in diesem Zwist, unterbrach ihn der Kaiser, bin ich es nicht, der gekränkt, gedemüthigt ist?

Loudon fuhr fort: Aber die Welt ist glücklicher Weise noch nicht so verderbt, daß sie in solchem Zwist dennoch nicht die Partei der Mutter gegen den Sohn nehmen sollte, selbst wenn das Recht auf seiner Seite stände. Und welchen Eindruck würde dieses Verfahren des kaiserlichen Sohnes auf das österreichische Volk machen, welches sich unter der patriarchalischen Regierung Maria Theresia's glücklich fühlt, und die Kaiserin liebt als ihrer Aller Mutter! Diese Liebe des Volks zu seiner Kaiserin hat in den Zeiten der Gefahr Wunder gewirkt, und selbst den Staat gerettet! Ew. Majestät ist von der Vorsehung

erkoren, einst mit der österreichischen Monarchie auch diese Liebe der Unterthanen zu erben, und wollen und dürfen darum auf dieses Erbtheil nicht verzichten, oder in der Fremde einen Ersatz für die Liebe Ihrer Oesterreicher suchen. Ganz Oesterreich schaut jetzt auf Sie hin und hofft von Ihnen eine glückliche und segensreiche Zukunft. Aber wie wollen Ew. Majestät jetzt Ihren Völkern das Beispiel eines mit seiner erhabenen Mutter in Zwist lebenden Sohnes geben, und dann von ihnen die Erfüllung der kindlichen Pflichten erwarten, über welche Sie selber sich hinweg gesetzt haben? Wie wollen Sie dereinst gehorsame Unterthanen verlangen, wenn Sie selber kein gehorsamer Sohn und Unterthan sind? *)

Und als Loudon mit lauter zürnender Stimme so fragte, flammten seine Augen höher auf, und richteten sich mit einem Ausdruck edlen Zornes auf das Antlitz des Kaisers. — Joseph schlug vor diesem kühnen Blick das Auge nieder, und seufzte.

Hören Sie ihn, mein Kaiser, flehte Lacy, hören Sie die edle Stimme des alten Feldherrn, der oft für seine Kaiserin sein Blut vergossen hat!

Der Kaiser neigte sinnend sein Haupt und leises Aechzen, qualvolle Seufzer drangen aus seiner Brust hervor. Ich kann nicht nach Wien zurückkehren, murmelte er leise, ich kann nicht heucheln und meiner Mutter mit Liebe und Ergebenheit entgegentreten!

Ein tapferer Soldat muß jeden Feind überwinden können, Sire, auch den Feind in seiner eigenen Brust, sagte Loudon.

Ueberwinden Sie Sich selbst, Sire, und von den Schmerzen und Unannehmlichkeiten der Gegenwart wenden Sie Ihr Auge auf die glanzvolle und große Zukunft, die Ihrer harrt, sagte Lacy.

Oh mein Gott, wißt Ihr denn, was Ihr von mir fordert? rief Joseph außer sich. Ihr fordert von einem Sclaven, der das Joch von seinem Nacken streifen und frei sein könnte, daß er ohne Murren sein Joch weiter trage, und die Sclaverei freiwillig und aus eigener Wahl dulde. Ihr fordert von mir Unterwerfung und Gehorsam,

---

*) Loudon's eigene Worte. Siehe Groß-Hoffinger I. S. 371.

während meine ganze Seele sich aufbäumt in Zorn und Empörung über die Schmach, die man mir aufbürdet.

Wir verlangen von dem zukünftigen Selbstherrscher, daß er ein guter Unterthan sei, rief Loudon streng.

Wir flehen zu dem großen und edlen Sinn unsers Kaisers, daß er um Oesterreichs willen seinen Stolz beuge, und ihm sein gekränktes Ehrgefühl zum Opfer bringe, flehte Lacy.

Joseph schaute Beide mit traurigen Blicken an. Nun denn, sagte er matt, ich habe den Freund und den Soldaten gehört, jetzt will ich auch den Staatsmann noch hören. Ich hatte Kaunitz meinen Vorsatz mitgetheilt, und um seinen Rath gefragt. Seine Antwort ist heute angelangt, aber ich habe das Schreiben noch nicht geöffnet, weil ich von Ihnen Beiden erst eine Meinung hören wollte. Ihr seid Beide wider mich, und so soll Kaunitz denn jetzt die Entscheidung geben. Dort liegt der Brief. Ich bitte Sie, Lacy, öffnen Sie denselben, und lesen Sie uns vor.

Lacy suchte das noch versiegelte Schreiben unter den Papieren hervor, und öffnete es. Dann las er mit lauter Stimme das von des Fürsten eigener Hand geschriebene Billet, das so lautete:

„Ew. Majestät haben mich mit einem Schreiben beehrt, und begehren in demselben meinen Rath. Ich bemerke aber seit einiger Zeit, daß man meinen Vorschlägen seltener beipflichtet und also meinen Rath entbehren kann. Diese Betrachtung hatte in mir den Gedanken erweckt, meine Rolle niederzulegen und den Rest meiner Tage in Zurückgezogenheit den Freunden und den Wissenschaften zu leben. Der Entschluß Eurer Majestät, Ihre Residenz nach Frankfurt oder Aachen zu verlegen, bestimmt mich nun, meinen Vorsatz sogleich auszuführen. Denn unmöglich kann ich wünschen, daß man von mir einst sage, ich hätte während meiner Verwaltung nicht zu hindern gewußt, was die Welt mit Staunen vernehmen, alle österreichischen Völker mit tiefem Kummer erfüllen, und dem Staat höchst verderblich sein wird."

Eine Pause trat ein, als Lacy dies laconische Schreiben zu Ende gelesen hatte. Mit traurigen, gespannten Mienen blickten die beiden Feldherrn auf den Kaiser hin.

Er stand da mit übereinander geschlagenen Armen, das Haupt ckwärts gelehnt, die großen, blauen Augen mit einem Blick fragenden, rwurfsvollen Schmerzes gen Himmel gerichtet, die zitternden Lippen t auf einander gepreßt. Allmälig senkte sich sein Blick niederwärts, id die Augen, welche in den ziehenden Wolken des Himmels sein chicksal gelesen zu haben schienen, wandten sich jetzt den beiden Feldrrn zu.

Ihr habt mich aufgefordert, ein guter Unterthan und ein guter oldat zu sein, sagte er langsam und mit bebender Stimme. Ich will sein, ich will mir Eure Achtung verdienen, und ich will Oesterreich nen Staatsmann erhalten, der ihm in guten und schlimmen Tagen nutzt hat! Mein Geschäft ist hier zu Ende, ich kehre heut noch heim ich Wien!

Ein schönes Lächeln verklärte das harte, durchfurchte Antlitz Loun's, und lebhaft mit dem Kopfe nickend, sagte er: Ich wußt' es ohl, daß mein Kaiser nicht anders handeln würde.

Lacy stieß einen Freudenruf aus und zu dem Kaiser hinstürzend, ihm er seine Hand und drückte sie voll unendlicher Zärtlichkeit an in Herz.

Sire, ich habe Sie geliebt, so lange Sie leben, sagte er innig, in heute an aber gehört Ihnen nicht bloß mein Herz, sondern auch eine Seele!

Liebt mich immerhin ein wenig, sagte Joseph tief aufathmend, die ebe meiner Freunde muß mich entschädigen für vieles Leid. So sei denn, wir reisen heute noch ab nach Wien. Und Lacy, fuhr er mit aurigem Lächeln fort, es ist doch nicht ganz so, wie ich es Euch geagt, und nicht ohne einen Sieg gefeiert zu haben, kehre ich zu meiner Mutter zurück. Ich habe heute eine große Schlacht gewonnen, nur daß mir keine Lorbeeren eingetragen, und daß die Wunden, die ich bemmen, nicht auf der Stirn, sondern in meinem Herzen bluten! Auf nn nach Wien zu meiner Mutter, der regierenden Kaiserin!

XIV.

Mutter und Sohn.

Wien feierte heute einen doppelten Freudentag. Es war der zweiundsechzigste Geburtstag Maria Theresia's und zugleich der Tag der Friedensfeier. Denn der Krieg war nun wirklich beendet, und der lange und ermattende Scheinkampf war nun endlich mit einem wirklichen und dauernden Frieden abgeschlossen. Drei Monate hatten die sieben Gesandten von Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, Baiern, Zweibrücken und Sachsen in Teschen unterhandelt und gestritten. Drei Monate lang hatte Joseph noch immer die Hoffnung genährt, diese Unterhandlungen scheitern und aus dem Friedenscongreß einen wirklichen Krieg aufblühen zu sehen. Aber diese Hoffnung war vergeblich gewesen, das Friedenswerk war zu Stande gekommen. Oesterreich mußte, Dank diesem Frieden, das ganze baierische Erbtheil mit Ausnahme des Innviertels wieder an den Churfürsten Carl Theodor zurückgeben, und die mit demselben früher abgeschlossene Convention für nichtig und erloschen erklären.

Das war das Ende eines Krieges, der Preußen neunundzwanzig Millionen Thaler und durch Krankheit und Elend mehr Menschen gekostet hatte, als eine große Schlacht der Opfer fordert. Das war das Ende eines Krieges, der Oesterreich viel Niederlagen und Demüthigungen eingetragen, und auf viele Jahre hinaus seine böhmischen Provinzen, in denen die Preußen mit wilder Barbarei gehaust, zu Grunde gerichtet hatte!

Und dennoch freute sich ganz Wien der Kunde des in Teschen abgeschlossenen Waffenstillstandes, und dennoch nahm Maria Theresia mit strahlendem Angesicht die doppelten Glückwünsche an, mit denen man ihr zu ihrem Namenstag und zu dem Friedensschluß gratulirte. Die Gesandten aller europäischen Höfe waren heute in ihren Galla-Uniformen zur Kaiserburg gefahren, um der Kaiserin zu huldigen, und

das Volk, welches sich zu vielen Tausenden vor dem Schloß aufgestellt hatte, empfing jeden der Gesandten mit lautem Freudengruß und brachte der Kaiserin, der „Friedensmutter," jauchzende Vivats dar.

So oft Maria Theresia, welche im vollen kaiserlichen Ornat, mit der Krone auf dem Haupt, in dem großen Audienz-Saal die Cour der Gesandten und der hohen Aristocratie empfing, dieses Jubelrufen des Volks vernahm, verklärte sich ihr Gesicht und ein freudiger Glanz leuchtete in ihren Augen auf. Aber immer wieder senkte sich alsdann ein trüber Schatten auf ihre Stirn nieder, und immer wieder wandten sich ihre Augen mit einem ängstlichen, erwartungsvollen Ausdruck der Thür zu.

Das machte, die Kaiserin vermißte an diesem ihrem Ehrentag an ihrer Seite den Kaiser, ihren Sohn. Seit drei Monaten war er heimgekehrt nach Wien, und nicht Ein Wort der Verständigung, des Mißfallens oder der Uebereinstimmung war zwischen Mutter und Sohn gewechselt worden. Geflissentlich hatte der Kaiser es vermieden, mit Maria Theresia allein zu sein, niemals war er seit seiner Rückkehr im Staatsrath erschienen, und wenn man ihm Verfügungen und Dokumente zur Unterschrift vorgelegt, so hatte er sie, nachdem er gesehen, daß sie schon die Unterschrift der Kaiserin trugen, schweigend, ohne irgend eine Bemerkung, einen Widerspruch unterzeichnet.

Aber gerade diese stumme Nachgiebigkeit, dieses sanftmüthige Unterordnen des Kaisers beängstigte Maria Theresia. Sie hätte eine stürmische Scene dieser kalten, schweigenden Ruhe vorgezogen, sie hätte lieber von Joseph Vorwürfe hören mögen, als ihn sich so kalt, so ergeben und doch so unnahbar gegenüber zu sehen!

Ich muß diesem beängstigenden Zustand ein Ende machen, sagte Maria Theresia zu sich selber, ich muß Joseph zwingen, sich mit mir auszusprechen.

Und dieser neue Entschluß machte sie freudig und zuversichtlich, und verscheuchte die Schatten von ihrer hohen Stirn. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit wandte sie sich jetzt wieder dem glänzenden Gesellschaftskreise zu, der sie umgab, und mit einem stolzen, selbstzufriedenen Lächeln nahm sie die Glückwünsche entgegen, welche die Gesandten aller

europäischen Mächte ihr darbrachten. Selbst für den preußischen Gesandten hatte sie freundliche und zuvorkommende Worte, und von diesem sich ab- und dem neben ihm stehenden russischen Gesandten zuwendend, sagte sie mit lauter Stimme: Ich bin vor Freuden über diesen Frieden außer mir. Ich habe keine Vorliebe für den König von Preußen, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat edel gehandelt. Er hatte mir versprochen, billige Bedingungen zu machen, und er hat Wort gehalten. *)

Aber nachdem die feierliche Gratulations-Cour beendigt war, und die Kaiserin wieder in ihre Privatgemächer zurückgekehrt war, sandte sie sofort einen ihrer Kammerherrn zu Joseph und ließ ihn um seinen Besuch bitten.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür und Kaiser Joseph trat ein.

Maria Theresia ging ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegen, und ihm beide Hände darreichend, sagte sie zärtlich: Ich dank' Dir, mein Sohn, daß Du meinem Ruf gefolgt bist. Mein mütterlich Herz hatte gar groß Verlangen, Dich zu sehen, und ich sehnte mich, Dich, meinen Kaiser und Mitregenten, an meiner Seite zu haben.

Sie hielt ihm noch immer ihre beiden Hände entgegen, aber Joseph schien das nicht zu sehen, denn er nahm sie nicht an, sondern verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll.

Ich bin weder der Kaiser noch der Mitregent, sagte er, sondern nur Ew. Majestät gehorsamster Sohn und Unterthan, und als solcher habe ich schon heute früh meiner erhabenen Kaiserin und Mutter meine Glückwünsche zu ihrem heutigen schönen Ehrentag dargebracht.

Was versteht mein Sohn darunter? fragte die Kaiserin hastig. Nennt er meinen Geburtstag einen Ehrentag, oder die Friedensfeier, die wir heute begehen?

Den Geburtstag meiner Kaiserin nenne ich für mich am liebsten einen Freudentag, sagte Joseph ausweichend.

---

*) Historisch. Siehe: Groß-Hoffinger I. S. 411.

Also die Friedensfeier nennst Du einen Ehrentag? fragte Maria Theresia dringend.

Nun, er muß es doch wohl sein, sagte Joseph mit leisem Hohn. Haben wir uns nicht mit den andern Mächten eine Menge Complimente gesagt, und in Wien um des Teschner Friedens willen neunundneunzig Tausend Te Deum gesungen und geschossen?*)

Du bist jedoch mit diesem Frieden nicht einverstanden, mein Sohn? fragte die Kaiserin, welche es durchaus zu einer Erklärung und Verständigung bringen wollte.

Ich habe indeß, um Ew. Majestät nicht zu betrüben, den Frieden genehmigt und die Garantie darüber geleistet, sagte Joseph ernst und kalt.

Aber Du thatest es mit widerstrebendem Herzen, nicht wahr, und indem Du es thatest, zürntest Du mit mir, und nanntest Deine Mutter eine alte, verzagte Frau, welche zitterte vor dem Kriege und feig der Entscheidung durch das Schwert ausweichen wollte? Ist es nicht so?

Indem ich diesen Frieden unterzeichnete, dachte ich an meinen Ahnherrn, Carl den Fünften, und wagte es, mein Betragen mit dem seinen zu vergleichen. Er mußte nach einem widrigen Feldzug in Afrika endlich mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehren, — er stieg zwar auch zu Schiff, war aber der letzte, der es that. So war auch ich der letzte, der den Friedenstractat unterzeichnete.**)

Und weiter hast Du mir über diese Angelegenheit nichts zu sagen? Du bist also einverstanden mit diesem Frieden?

Es geziemt einem Unterthan und Sohn nicht, sich aufzulehnen gegen die Beschlüsse seiner Kaiserin und Mutter!

Aber Du bist nicht bloß der Unterthan und Sohn, Du bist der Kaiser und der Mitregent.

Nein, Majestät, ich bin wie einer der venezianischen Generäle, der im Kriege die Landarmee commandirt und dazu die Bestallung der

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

**) Des Kaisers eigene Worte.

Republik erhält, — wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension und hat sich um nichts weiter zu kümmern. *)

Oh, mein Sohn, dies sind sehr harte und bittere Worte, rief die Kaiserin schmerzlich. Ich sehe es wohl, Dein Herz hat sich von mir gewendet und Du zürnst mir, weil ich einen sichern und versöhnenden Frieden einem zweifelhaften Krieg vorgezogen.

Ich wage es nicht, Ew. Majestät zu zürnen, und wenn dieser Friede wirklich so versöhnend und sicher ist, so wünsche ich Ew. Majestät Glück dazu!

Maria Theresia seufzte tief auf. Ich sehe es wohl, sagte sie traurig, Du weichst mir aus, Du willst mir nicht Rede stehen und mich nicht in Dein Herz sehen lassen.

Des Kaisers Antlitz überflog ein trauriges Lächeln. Oh Majestät, ich habe kein Herz mehr, sagte er achselzuckend, in meiner Brust ist nur ein großes Grab, und darin sind alle meine persönlichen Hoffnungen begraben!

Ich denke nicht, daß es dem zukünftigen Kaiser von Oesterreich ziemt, so gar hoffnungslos und verzagt zu sein! rief die Kaiserin.

Ich sprach auch nicht von dem Kaiser, Majestät, sondern nur von dem armen Joseph von Habsburg und dessen persönlichen Wünschen. Was den zukünftigen Kaiser anbetrifft, so hat der noch gar viele Wünsche und Hoffnungen. Zuerst die Hoffnung, daß die Zeit seiner Herrschaft noch fern sein und Ew. Majestät Oesterreich noch lange erhalten bleiben möge! Dann den Wunsch, Oesterreich zu nützen. Da wir Frieden haben, und ich als General pensionirt bin, so biete ich mich, um nützlich zu sein, Eurer Majestät als Diplomat an. Das ist auch ein ganz ehrenvolles Amt, und man kann mit der Feder und der Zunge eben so gut und vielleicht noch besser Krieg führen, als mit dem Schwert. Ich bitte Ew. Majestät, mich zu Ihrem Gesandten bei einer auswärtigen Macht anzunehmen.

Ah, Du willst uns schon wieder verlassen und auf Reisen gehen? rief Maria Theresia schmerzlich.

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Ich bitte Ew. Majestät um Ihre Einwilligung zu einer langen :ise.

Aber mein Sohn vergißt, daß er hier in Wien nothwendig ist, ß ich seines Raths, seines Beistandes bedarf, daß der Kaiser und r Mitregent —

Majestät, unterbrach sie Joseph rasch, an Ihnen allein ist es zu gieren, an mir zu gehorchen, und ich weiß sehr wohl, daß das Wort :itregent, das hinter meinem Namen steht, nur ein leerer Titel ist, n mir die Gnade Eurer Majestät bewilligt hat. Ich bin hier in ien durchaus nicht nothwendig, aber ich kann anderswo Ew. Majestät ützlich sein, und ich bitte deshalb um Urlaub.

Und wohin gedenkst Du zu gehen, mein Sohn?

Ich bitte Ew. Majestät um Urlaub zu einer Reise nach Rußland r Kaiserin Katharina!

Zur Kaiserin Katharina? rief Maria Theresia, indem sie fast tsetzt einen Schritt zurücktrat. Du willst zu dieser Frau gehen? —

Ich will zu dieser Frau gehen, unterbrach sie Joseph, in derselben genschaft, wie Baron Thugut zu dem König von Preußen ging, als r Gesandte Eurer Majestät, nur daß ich es nicht heimlich und hinrücks thue, sondern Ew. Majestät erst davon benachrichtige!

Und was beabsichtigt der Kaiser mit dieser Reise nach Rußland? agte Maria Theresia, die sich den Anschein gab, die Anspielung des iisers nicht verstanden zu haben.

Ich beabsichtige, uns die Freundschaft der Kaiserin von Rußland gewinnen.

Die Freundschaft dieser schlimmen und lasterhaften Frau! rief Laria Theresia erglühend. Das ist ein Besitz, den ich nicht begehre!

Und doch waren es Ew. Majestät, welche Sich zuerst an die aiserin von Rußland wandten, und ihr das Recht gaben, sich zu einer chiedsrichterin in unsern und in Deutschland's Angelegenheiten aufwerfen. Ew. Majestät haben den bösen Feind citirt, und da er gemmen ist, müssen wir nun suchen, ihn zu beschwören und ihn uns m Freunde zu machen, daß er uns nicht schade! Wenn Rußland ımal mitsprechen und regieren soll in Deutschland, so ist es besser,

es steht uns zur Seite, als daß wir es uns gegenüber auf Preußen's Seite sehen.

Aber Rußland ist seit lange Preußens Bundesgenosse, rief die Kaiserin sinnend.

Es kommt also darauf an, ihm diesen Bundesgenossen zu entziehen. Es ist eine Fortsetzung des Zwetschkenrummels, und vielleicht gewinnen wir wenigstens auf dem diplomatischen Felde Preußen eine Schlacht ab und entziehen ihm einen Bundesgenossen. Das zu versuchen ist meine Absicht. Ich wiederhole also meine Bitte: erlauben mir Ew. Majestät eine Reise nach Rußland zu machen!

Die Kaiserin sah ihn mit einem langen, zärtlichen Blick an. Es ist also Dein Wunsch, mein Sohn, diese Reise zu unternehmen?

Ja, Majestät, es ist mein Wunsch.

Weil es so ist, gebe ich meine Einwilligung, nicht weil ich mit dem Plan und Zweck dieser Reise übereinstimme, sagte Maria Theresia lebhaft. Ich wünschte aber meinem Sohn zu beweisen, wie gern ich ihm gefällig sein und ihm jeden Wunsch befriedigen möchte.

Der Kaiser verneigte sich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Maria Theresia seufzte und ein schmerzlicher Ausdruck zuckte über ihr Antlitz hin.

Wann gedenkst Du diese Reise anzutreten?

Sobald als irgend möglich, denn wenn mich nicht Alles täuscht, ist es gerade jetzt der richtige Zeitpunkt, um Preußen den vielgeliebten Bundesgenossen zu entreißen und ihn zu uns herüberzuziehen!

Ich werde also bald wieder meinen geliebten Sohn und Kaiser entbehren müssen? fragte die Kaiserin zärtlich. Und ich fürchte fast, mein Sohn scheidet ohne Bedauern von mir, und wird auf dieser großen Reise wenig seiner Mutter gedenken, deren zärtlichste Wünsche ihn überall hinbegleiten!

Ich werde auf dieser Reise stets meiner Kaiserin gedenken und mich erinnern, daß ich eine Mission zu erfüllen und meiner Kaiserin *einen* Bundesgenossen zu erwerben trachte. Aber ich habe zu dieser Reise *noch viele* Anordnungen zu treffen, viel vorzubereiten, und vor allen *Dingen* muß ich sogleich den Fürsten Kaunitz benachrichtigen, daß

v. Majestät mir Ihre Einwilligung gegeben hat. Ich bitte also v. Majestät, mich gnädigst entlassen zu wollen!

Es sei, wie der Kaiser es wünscht, sagte Maria Theresia, müh-n ihre schmerzliche Aufregung bezwingend.

Joseph verneigte sich tief, und ohne ein Wort, einen Blick wandte sich um und schritt der Thür zu. Die Kaiserin blickte ihm athem-s, mit hochwallendem Busen, mit zitternden Lippen nach. Ein Ge-hl unaussprechlichen Schmerzes überkam sie, und nicht mehr im tande, ihr Herz zu bezwingen, rief sie mit lauter, zärtlich flehender timme: oh, mein Sohn, mein Joseph! *)

Der Kaiser, welcher schon die Thür geöffnet hatte, wandte sich n. Er sah die Kaiserin, welche da stand mit von Thränen über-ömtem Antlitz, die Arme ihm entgegenbreitend.

Aber Joseph eilte nicht vorwärts, sich in diese Arme zu stürzen. : machte eine tiefe, ceremoniöse Verbeugung und sagte laut: Ich npfehle mich meiner gnädigen Kaiserin!

Dann schritt er rasch vorwärts in den Vorsaal hin und drückte e Thür hinter sich zu.

Maria Theresia stieß einen tiefen Schmerzensschrei aus und ihre rme sanken nieder. Oh oh, ich bin eine arme, beklagenswerthe Mutter, ächzte sie. Mein Sohn liebt mich nicht mehr! Ich habe in Herz verloren!

---

*) Seit dem Teschener Frieden war das Verhältniß zwischen Maria The-sia und Joseph durchaus ein kaltes und gezwungenes, und die Kaiserin be-agte sich oft laut und öffentlich darüber. So sagte sie zu dem spanischen esandten: „Die Könige von Spanien und Neapel sind von Kindern um-ben, welche ihre Aeltern lieben, ehren und alle guten Eigenschaften besitzen, e man von Söhnen verlangen kann Ich habe nicht dies Glück. Beklagen ie mich, Herr Gesandter, beklagen Sie mich!" — Diese letzten Worte wie-rholte die Kaiserin mehrere Male mit dem Ausdruck des größten Schmerzes. - Bald darauf nahm der spanische Botschafter Gelegenheit, um gleichsam zu-llig über die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern zu reden. Da unter-ach ihn Joseph und sagte, sichtbar gereizt: „Wenn Aeltern kein Vertrauen ihren Kindern haben, so sind ihnen diese auch keines schuldig." — Siehe: n Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte. B. 5. S. 479.

Schluß des ersten Bandes.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.


Stanford University Libraries
3 6105 015 204 519

